

## Nr. 1284

### Am Paß der Icana

Sie verstoßen gegen die Regeln – und bleiben Sieger

von Kurt Mahr

Nicht nur das Jahr 429 NGZ ist als kosmisch bedeutsam einzustufen - auch Anfang und Mitte des Jahres 430 tut sich einiges in der Milchstraße und ihrer Umgebung. Da sind politische Bestrebungen im Gang, die Sternenvölker enger zusammenzubringen; da droht ein kriegerischer Konflikt mit den Kartanin; und da zieht Stalker, der Gesandte der Mächtigkeitsballung ESTARTU, seine Fäden und spinnt seine Intrigen.

Stalker, oder besser: Soho Tal Ker taucht überraschend in der Milchstraße auf. Er gab sich als Freund aus und pries bereit die Wunder ESTARTUS, was schließlich dazu führte, daß die meisten Vironauten Stalkers Mächtigkeitsballung zum Ziel ihrer Expeditionen wählten.

Was aber bezweckt Stalker wirklich mit seinem Besuch in der Menschheitsgalaxie? Und aus welchem Grund hat er den Vironauten ESTARTU als Expeditionsziel empfohlen? Die Galaktiker sind bislang nur auf Spekulationen angewiesen - die Vironauten hingegen wissen schon seit Monaten, daß sie unter völlig falschen Voraussetzungen nach ESTARTU gestartet sind.

Das phantastische, bizarre Erleben, das sie zwischen fremden Sternen suchten, nimmt immer mehr Züge des Makabren und Drohenden an. Dies zeigt sich besonders im Falle derer, die sich für das Spiel des Lebens qualifizieren sollen. Sie kämpfen AM PASS DER ICANA...

#### *Die Hauptpersonen des Romans:*

*Irmina Kotschistowa - Sie testet ihr Anti-KM-Serum an einem Elfahder.*

*Reginald Bull - Er sucht Helfer für einen kühnen Plan.*

*Salov - Chef einer Untergrundorganisation auf der Welt der Spiele.*

*Roi Danton und Ronald Tekener - Die beiden Terraner sollen sich qualifizieren.*

*Graucum - Panish Panisha von Mardakaan.*

#### 1.

Es mangelte ihm nicht an Selbstbewußtsein. Hoch aufgerichtet schritt er einher. Sein Panzer leuchtete wie Gold im Schein der großen, roten Sonne, die die Hälfte ihrer Rundung über den Horizont emporgeschnitten hatte. Wo jene, die die Straßen Mardakkas um diese Zeit bevölkerten, seiner gewahr würden, da wichen sie ihm aus.

Er war Kolimar, der Elfahder: ein General und Feldherr des Kriegers Ijarkor, nach Mardakaan gekommen, um sich das Spiel des Lebens anzuschauen, das diesmal besonders interessant zu werden versprach. Vor wenigen Stunden erst hatte er sein Raumschiff verlassen, das im Orbit um den Planeten der Spiele schwebte. Er liebte es, allein zu sein. Es schmeichelte ihm, die Furcht in den Augen derer zu sehen, die ihm begegneten. Er war sich seiner Geltung bewußt.

Um so mehr störte ihn das zwergenhafte, humanoide Geschöpf, das sich ihm seit einiger Zeit an die Fersen geheftet hatte. Es mußte eine von jenen sein, die man Vironauten nannte. Er hatte von ihnen gehört. Sie waren fremdartige Geschöpfe, die von

weither kamen und aus einem Grund, den niemand verstand, unter dem Schutz der Ewigen Krieger standen. Zwei von ihnen, so hatte man gehört, trugen das Symbol der Panish Panisha, die Faust des Kriegers. Von einem Soho war die Rede, der ihnen die Symbole angeblich geschenkt hatte. Kolimar glaubte die Geschichte nicht. Für die Vironauten jedoch interessierte er sich. Sie würden am bevorstehenden Spiel des Lebens teilnehmen, und es war ihre Teilnahme, die das Spiel so überaus interessant machte. Denn von den Fähigkeiten der Vironauten waren unglaubliche Dinge zu hören.

Deswegen hatte er Informationen über sie gesammelt. Er wußte, daß sie zweigeschlechtlich waren. Die Zwergin, die hinter ihm herschlich, war ein weibliches Wesen. Er konnte das an gewissen Einzelheiten ihrer äußereren Erscheinung erkennen. Sie machte ihn nervös. Wozu folgte sie ihm?

Er bog in eine Seitenstraße ab. Der Strom der Neugierigen und Vergnügungssuchenden blieb hinter ihm zurück. Es wurde still. Nur die Vironautin war noch da. Über die optischen Sensoren, die in den Stacheln auf dem Rückenteil seines Panzers verborgen waren, konnte er sie mühelos beobachten. Sie hatte keine Furcht. Allmählich begann er zu glauben, daß es mit den Vironauten etwas Besonderes auf sich hatte. Kolimar blieb stehen. Er wandte sich um. Hinter den Gittern seines Helms funkelten die beiden grünen Lichter, die von vielen für Augen gehalten wurden.

„Was willst du von mir?“ grollte seine Stimme, durch die Umsetzerservos seines Panzers verstärkt. Die Fremde antwortete nicht sofort. Der Donner seiner Stimme erschreckte sie nicht. Ihr Schritt verhielt nicht für den Bruchteil einer Sekunde. Sie kam auf ihn zu. Zum ersten Mal seit langer Zeit fühlte Kolimar Unsicherheit. Zwei Stacheln an seinem Panzer richteten sich auf, seinem Gedankenbefehl folgend.

„Bleib stehen“, sagte er, „oder ich...“

Weiter kam er nicht. Die Fremde war schneller. Plötzlich lag ein plumpes, mattschwarzes Ding in ihrer Hand. Kolimar sah ein fahles Leuchten; dann traf ihn ein Schlag, der bis in die innersten Fasern seines Körpers hinabfuhr. Er war bewußtlos, bevor sein Panzer mit lautem Klicken und Scheppern zu Boden schlug.

\*

Irmina Kotschistowa verlor keine Sekunde.

Mit sicherer Hand fand sie die kleine Schleusenklappe am Bein des Panzers. Sie öffnete sie, und als ihr die weiße Körpersubstanz des Elfahders entgegenzufließen begann, hob sie das Bein ein wenig an. Mit raschem Griff fand sie den kleinen Glassit-Behälter, den sie in einer Tasche ihres Gürtels verborgen hatte. Ein Druck des Daumens brach die nadeldünne Spitze. Ein leises Zischen war zu hören. Irmina schob die Phiole durch die Öffnung der Schleusenklappe. Das Gas entleerte sich ins Innere des Panzers. Mit Sorgfalt barg die Mutantin das kleine Behältnis, nachdem es sich völlig entleert hatte. Sie schob es in eine Tasche ihrer Montur. Dann schloß sie die Klappe.

Sie zog sich auf die gegenüberliegende Seite der Straße zurück. Sie war bereit, sich schleunigst aus dem Staub zu machen, falls jemand des Weges käme. In Mardakka bekam es gewöhnlichen Sterblichen schlecht, wenn sie unter verdächtigen Umständen in der Nähe eines leblosen Elfahder-Körpers beobachtet wurden. Aber die Straße blieb leer.

Irmina Kotschistowa hatte Geduld. Es dauerte eine volle Stunde, bis die Wirkung des Paralysatortreffers abzuebben begann. Der Elfahder regte sich. Er gab brummende Laute von sich, so daß es sich anhörte, als erwache ein riesiger Bär aus dem Winterschlaf. Hinter den Gittern des Helms erschienen die beiden grünen Punkte. Sie schwammen ziellos hin und her, als hätte Kolimar Mühe, den Blick zu fokussieren.

Die Mutantin wartete voller Spannung. Im Lauf der nächsten Minuten würde es sich zeigen, ob ihr Anti-KM-Serum auch bei einem Elfahder wirkte. Antimachos hatte sie es genannt: gegen den Kampf, gegen die für ihre Begriffe sinnlose Lehre der Ewigen Krieger.

Der Elfahder richtete sich auf. Er kam auf die Beine. Die beiden grünen Leuchtpunkte hörten auf zu schwimmen. Wenn sie in der Tat Augen waren, dann konnte man wohl sagen: Kolimars Blick richtete sich auf die Vironautin.

„Du weißt, daß mir keine andere Wahl bleibt“, kam es dröhnend aus den Endstufen der Umsetzer. „Ich muß dich töten.“

\*

Kolimar kam zu sich. Seine Erinnerung war intakt. Auf der anderen Seite der Straße, die nicht mehr als acht Schritte breit war, sah er die Zwerigin.

Sie hatte auf ihn geschossen. Die Entladung eines Lähmstrahlers hatte ihn bewußtlos gemacht. Er richtete sich auf. Es war ein merkwürdiges Durcheinander in seinem Bewußtsein. Er empfand keinen Zorn der Fremden gegenüber, wie es eigentlich hätte sein sollen. Er wäre am liebsten einfach davongegangen. Aber es gab eine Ehre, die er zu verteidigen hatte. Warum und zu welchem Zweck, das wußte er im Augenblick nicht mehr so genau. Aber die Worte kamen ihm wie von selbst auf die Gallertfäden, die die sprachbildenden Organe seiner Körpersubstanz darstellten.

„Du weißt, daß mir keine andere Wahl bleibt. Ich muß dich töten.“

Es war leeres Gerede. Das wußte er, noch ehe er den letzten Laut von sich gegeben hatte. Er würde die Fremde nicht töten.

„Selbstverständlich hast du eine Wahl“, sagte sie. „Du kannst einfach vergessen, daß du mich je gesehen hast.“

Sie sprach die Wahrheit. Er ertappte sich dabei, wie er darüber nachdachte, ob jemand den Zwischenfall beobachtet haben könne. Wiederum war es, als könne die Vironautin seine Gedanken lesen.

„Es kam niemand hier vorbei“, beruhigte sie ihn. „Niemand weiß, was hier geschehen ist.“

Seine Verwunderung wuchs.

„Warum...?“ begann er.

„Sagen wir einfach: Es handelt sich um ein Experiment“, fiel sie ihm ins Wort. „Mehr brauchst du nicht zu wissen.“

Er gab sich damit zufrieden. Nicht nur der Zorn, auch die Wißbegierde war ihm abhanden gekommen. Er fühlte sich merkwürdig leicht, fast schwerelos. Die Verwirrung fiel von ihm ab. Er hatte keine Sorge. Er vertraute der Fremden. Niemand würde von dem Vorfall erfahren. Seine Ehre war nicht angetastet. Er brauchte nicht zu töten. Wortlos wandte er sich ab und schritt davon.

Irmina Kotschistowa blickte ihm nach, bis er am Ausgang der Gasse verschwand.

„Es wirkt“, sagte die Mutantin halblaut. „Gott sei Dank. Er hat den Kodex des Kriegers vergessen.“

Sie schob den Paralysator, den sie vorsichtshalber schußbereit gemacht hatte, als der Elfahder sich zu rühren begann, wieder in die Tasche. Sie wartete noch fünf Minuten, dann machte sie sich ebenfalls davon. Die Flamme des Triumphs leuchtete in ihrem Herzen.

\*

Inzwischen arbeitete Reginald Bull an seinem eigenen Projekt. Eine merkwürdige Unruhe hatte von ihm Besitz ergriffen. Er ahnte, daß er sich nicht mehr lange so freizügig würde bewegen können, wie er es gewöhnt war. Er war gebrandmarkt. Wie lange würde es dauern, bis die Mächte, die auf Mardakaan herrschten, von jener voreiligen, aus dem Impuls eines Augenblicks geborenen Tat erfuhren, die er inzwischen selbst bedauerte? Wie würden sie darauf reagieren? Sie unterlagen dem Gesetz der Krieger. Aus ihrer Sicht mußte das, was er getan hatte, wie ein Frevel ersten Ranges erscheinen. Volcayr war auf Mardakaan; er wußte es aus zuverlässiger Quelle. Dort, wo sie einander das letzte Mal getroffen hatten, auf dem Jahrmarkt von Cepor, war Reginald Bulls Handlung Stadtgespräch gewesen. Der Elfahder wußte, was aus der Faust des Kriegers geworden war, die Bull einst besessen hatte. Wenn er erfuhr, daß der Terraner sich am Spiel des Lebens zu beteiligen gedachte, würde er davon sprechen. Das war der Augenblick, vor dem es Reginald Bull bangte. Er mußte die Zeit nützen, die ihm bis dahin blieb.

Mardakka bot ihm nichts Neues. Er hatte Hunderte von Städten dieser Art gesehen. Ihre Häuser und Straßen sprachen von der Völkervielfalt, die auf dem Planeten des Lebensspiels herrschte. Nominell gehörten Stadt und Welt zum Reich der Ophaler. Aber auf den Gehwegen und Rollsteigen, auf den Fahrbahnen und Gleitrampen der Innenstadt waren sie in der Minderzahl. Die Touristen hatten Mardakka erobert. Das Spiel des Lebens stand unmittelbar bevor. Auf jeden Ophaler kamen wenigstens fünf, deren Heimat irgendwo anders in den sternenerfüllten Weiten der Zwölf Galaxien lag.

Er hatte gegessen und getrunken. Er war in Vergnügungspalästen gewesen und hatte Darbietungen über sich ergehen lassen, deren Qualität von miserabel bis vorzüglich reichte. Er hatte sich amüsiert und gelangweilt und eine Menge mardakaanisches Geld dabei ausgegeben. Vor allen Dingen aber hatte er geschwätzt. Er hatte jeden angesprochen, der ihm über den Weg lief, und ihn nach den Fremden ausgeforscht, denen sein Interesse galt: den achtundvierzig Shana, die an der Hohen Schule des Nordens in der Lehre der Zehn Schritte unterrichtet wurden.

Auskünfte, mit denen er etwas anfangen konnte, hatte er nicht erhalten. Aber er hatte eine Fährte gelegt. Er hatte sich auffällig benommen und kein Geheimnis daraus gemacht, daß es ihm an Mitteln nicht mangelte. Es würde sich herumsprechen, nach welchen Informationen er suchte, und wenn er Geduld hatte, würde sich einer melden, der mehr über die Dinge wußte, von denen er erfahren wollte.

In Mardakka gab es keinen nennenswerten Unterschied zwischen Tag und Nacht. Die Stadt lag am Südpol des Planeten. Ein Teil der Scheibe des riesigen Zentralgestirns, D'haan, war fast ständig über dem Horizont zu sehen. Die rote Sonne verbreitete ein schmutziges Zwielicht, das allerdings dort, wo die Touristen sich bewegten, im grellen Schein der Schwebelampen ertrank. Reginald Bull hielt auf ein mächtiges, kuppelförmiges Gebäude zu, auf dessen Wand in den steilen Lettern der Sprache Sothalk die vielversprechende Aufschrift HEIM DES ZUFALLS glänzte. Er trat ein und sah, daß er sich nicht getäuscht hatte. Hier wurde gespielt.

Er wanderte scheinbar ziellos zwischen den verschiedenen Spielgelegenheiten einher, verwickelte hier und dort einen mehr oder weniger mitteilungsbedürftigen Spieler in ein Gespräch und tat überhaupt alles, um aufzufallen. Er war keineswegs überrascht, als ihm ein humanoides Wesen, das ihn um Haupteslänge überragte, in den Weg trat und sich in freundlich-unverbindlichem Tonfall erkundigte:

„Ich suche nach einem Partner für eine Runde Haleph. Bist du interessiert?“

„Du wirst mir erklären müssen, wie Haleph gespielt wird“, antwortete Reginald Bull ebenso freundlich. „Wenn dir das nichts ausmacht, hast du einen Partner.“

Er musterte den Fremden aufmerksam. Die stark hervortretende Augenbrauenpartie, die so kräftig ausgebildet war, daß sie wie eine zweite Stirn wirkte, verlieh seinem Gesicht

etwas Finsternes. Dagegen erweckte der dünnlippige, breite Mund den Eindruck, als sei er zu einem ständigen Grinsen verzogen.

„Ich bin Salov“, erfuhr Bull. „Wenn du Geduld hast, will ich dir Haleph gerne beibringen.“

Bull wollte sich ebenfalls vorstellen; aber der Fremde winkte ab.

„Ich weiß“, sagte er. „Du bist einer der Vironauten. Du willst dich am Spiel des Lebens beteiligen. Du heißt Reginald Bull und bist reich. Du interessierst dich besonders für eine Gruppe von achtundvierzig Shana, die an der Hohen Schule des Nordens studieren.“

„Du bist gut informiert“, antwortete Reginald Bull und tat beeindruckt. Insgeheim aber triumphierte er.

\*

Haleph erwies sich als ein Brettspiel, das auf der videotechnischen Wiedergabe eines dreidimensionalen Spielfelds gespielt wurde. Die Kontrolle der Figuren, die wie beim Schach unterschiedliche Wertigkeit besaßen, erfolgte auf psionischem Weg. Das einzige Interessante war, daß jeder Spieler sein eigenes Probierfeld hatte, auf dem er Züge testen und mögliche Gegenzüge analysieren konnte, ohne daß der Gegner ihn dabei zu beobachten vermochte. Reginald Bull erlernte das Spiel recht schnell und war für Salov ein durchaus ernst zu nehmender Kontrahent, wenn er auch die ersten vier Spiele der Reihe nach verlor. Es ging um geringe Einsätze. Man spielte Haleph um des Vergnügens willen, und zwischen den einzelnen Zügen gab es Zeit für ein Gespräch.

„Du scheinst dir für das Spiel des Lebens keine allzu hohen Chancen auszurechnen“, bemerkte Salov.

„Wie kommst du darauf?“ erkundigte sich Bull.

„Jedermann weiß, daß die Sieger des Spiels Zutritt zur Upanishad finden. Wenn du also zu den Siegern gehörttest, könntest du dich an der Schule einschreiben und dort alles über die achtundvierzig Shana erfahren, die dich so interessieren. Du brauchtest nicht in der Stadt umherzuziehen und mit deinen Fragen Unruhe zu stiften. Da du dies aber trotzdem tust, nehme ich an, daß du nicht damit rechnest, einer der Gewinner zu sein.“

„Du siehst die Sache aus einer falschen Perspektive“, sagte Reginald Bull. „Die Shana gehören meinem Volk an. Ich will erfahren, wie sie nach Mardakaan gekommen sind. Ich will wissen, wer sie dazu gezwungen hat, Schüler der Upanishad zu werden.“

„Gezwungen?“ Salov schien ehrlich überrascht. „Wer will dir weismachen, daß sie gezwungen wurden?“

„Ich kenne die Männer und Frauen meines Volkes“, antwortete Bull. „Es fällt ihnen schwer, sich für eine Lehre wie die der Zehn Schritte zu begeistern.“

„Ich habe davon gehört.“ Salovs Grinsen wurde noch breiter. „So weit geht die Abneigung, daß man hört, es habe einer von euch die Faust des Kriegers, das Symbol eines Panish Panisha, voller Verachtung von sich geworfen.“

„Neuigkeiten verbreiten sich schnell“, resignierte Bull. „Du weißt, wer es war.“

„Ja. Es fällt mir nur schwer, die Geschichte als solche zu glauben.“

„Sie ist wahr“, sagte Bull.

Salov kehrte zum ursprünglichen Thema zurück.

„Die Shana, für die du dich interessierst, sind nicht gegen ihren Willen in der Hohen Schule“, sagte er. „Du gehst von falschen Voraussetzungen aus, wenn du das annimmst.“

„Wenn sie glauben, freiwillig dort zu sein“, widersprach Bull, „dann hat jemand ihren Willen manipuliert.“

„Du weißt besser als ich, welche Mittel den Kriegern zur Verfügung stehen.“

„So ist es. Mir liegt daran, mit den Shana zu sprechen.“

Salov unternahm eine Reihe von Zügen. Reginald Bull wehrte sich matt und verlor.

„Es ist schwierig, aber nicht unmöglich, in die Upanishad einzudringen“, erklärte Salov. „Man braucht Hilfe.“

„Kannst du sie mir beschaffen?“

Salov überflog die Tabelle, die den Spielstand anzeigen.

„Du hast in mehr als einer Stunde sechzig Norkys an mich verloren“, sagte er. „Nicht viel. Wenn ich mich davon ernähren müßte, hätte ich ein karges Leben. Aber du warst ein freundlicher Partner. Deswegen fällt es mir nicht schwer, mich von diesem hier zu trennen.“

Er griff in eine der Taschen seines Gewands und brachte eine kleine Kapsel zum Vorschein.

„Was ist das?“ fragte Bull, während er sie entgegennahm.

„Informationen“, antwortete Salov. „Die Aufzeichnung enthält alles, was der Außenwelt über die Hohe Schule des Nordens bekannt ist. Hör sie dir an. Wenn du dann immer noch der Ansicht sein solltest, daß du mit den Shana sprechen mußt, wende dich an mich.“

„Wie?“

„Ich bin über das öffentliche Kommunikationsnetz zu erreichen“, sagte Salov. „Du weißt, daß es ungesetzlich ist, die Upanishad ohne Einladung von Seiten des Panish Panisha zu besuchen. Du wirst dich also vorsichtig ausdrücken, wenn du dich mit mir in Verbindung setzt.“

Jetzt war die Reihe zu grinzen an Bull.

„Keine Sorge“, erwiderte er. „In solchen Dingen kenne ich mich aus.“

Sie gingen gemeinsam zur Kasse, wo Reginald Bull seine Spielschulden bezahlte. Salov verließ ihn auf dieselbe formlose Art, wie er den Kontakt hergestellt hatte. Er war plötzlich verschwunden, grußlos und ohne daß Bull ihn hatte gehen sehen.

\*

In Mardakka hatte sich herumgesprochen, wer die Fremden waren, von denen Insider glaubten, sie hätten gute Chancen, die Abschlußphase des Spiels des Lebens siegreich zu bestehen. Sie waren Humanoide - oder auch Bisymmetrische, wie sie hier und da genannt wurden. Sie waren mit großem Gefolge auf Mardakaan gelandet. Zehntausende von Artgenossen, aber auch von Andersartigen gehörten zu ihrem Troß. Das Interesse der Öffentlichkeit konzentrierte sich auf die beiden, die die Faust des Kriegers besaßen. Beträchtliche Neugierde galt aber auch dem Geheimnisvollen, der als dritter zu der kleinen Gruppe gehörte. Von ihm erzählte man sich merkwürdige Dinge“. Er sollte einstmals auch ein Kodexsymbol besessen, es aber auf tragische Art und Weise verloren haben. Er trieb sich oft in der Stadt herum und stellte merkwürdige Fragen. Die Spielmacher, deren geschäftlicher Erfolg davon abhing, daß sie Kämpfer im Spiel des Lebens richtig einzuschätzen vermochten, konnten aus ihm nicht klug werden. Er wirkte nicht wie ein Kämpfer, und trotzdem lag in seinem Verhalten etwas, das gebot, ihn ernst zu nehmen.

Die Behörden von Mardakka hatten dafür gesorgt, daß die Fremden von den Neugierigen nicht belästigt wurden. Man hatte sie in einem weitläufigen Haus untergebracht, das von einer großen Parkanlage umgeben war. Einige ausgewählte Mitglieder ihres Trosses wohnten im selben Gebäude. Ansonsten aber hatten sich die übrigen Vironauten, da sie keine Spielteilnehmer waren, auf eigene Faust Unterkünfte suchen müssen. Viele von ihnen wohnten freilich an Bord ihrer seltsam geformten Raumschiffe, die im Orbit um Mardakaan kreisten, und kamen nur dann mit ihren Booten nach Mardakka, wenn es etwas Wichtiges zu sehen gab.

An diesem Tag herrschte große Aufregung. Graucum, der Panish Panisha, hatte seinen Besuch in der Stadt angekündigt. Die hohe Ehre galt den drei Fremden, hörte man verlauten. In der Tat landete das Schwebeflugzeug des Lehrers der Lehrer, der nicht nur Vorstand der Hohen Schule des Nordens, sondern auch Staatsoberhaupt von Mardakaan war, im Park vor der Residenz der Vironauten. Er kam mit merkwürdig geringem Gefolge. Aber kurze Zeit später wurden in der Nähe des Hauses im Park umfangreiche Fahrzeugbewegungen beobachtet. Bei den Fahrzeugen handelte es sich ohne Ausnahme um Transporter mit den Insignien der planetarischen Verwaltung, und die Mannschaften setzten sich ausschließlich aus Ophalern zusammen. Man wußte nicht, was man davon halten sollte.

Der Panish Panisha verlor indes keine Minute. Von wenigen Getreuen begleitet, betrat er das Quartier der Fremden. Beobachter wußten zu berichten, er habe sich keineswegs wie ein höflicher Besucher, sondern wie einer verhalten, der etwas Dringendes zu besprechen hatte.

\*

Bisher hatten Roi Danton und Ronald Tekener den Panish Panisha nur auf den Videoflächen von Kommunikationsgeräten zu sehen bekommen. Sein Besuch kam überraschend, nach fast unhöflich kurzfristiger Anmeldung. Dennoch empfingen ihn die beiden Terraner mit der Achtung und Zuvorkommenheit, wie sie einem regierenden Staatsoberhaupt zustehen.

Der Ophaler war von stämmigem Wuchs. Sein tonnenförmiger Leib ruhte auf einem Paar gedrungener Säulenbeine. Sechs gelenklose, tentakelgleiche Arme wuchsen aus jeder Körperseite und machten verständlich, warum die Bewohner des Reiches Ophal unter den Völkern von Siom Som für ihre handwerkliche Fertigkeit ebenso bekannt waren wie für den harmonischen Gesang ihrer Sprache. Der Rumpf lief zu einem röhrenförmigen Hals aus, der, wie man wußte, teleskopartig ausgefahren werden konnte und einen eiförmigen Schädel trug. Die Vorderseite des Schädels war bis auf einen lippenlosen Schlitzmund völlig konturlos. Hör-, Seh- und sonstige Organe waren auf beiden Seiten des Kopfes zu traubenförmigen Gebilden angeordnet. Am unteren Halsansatz befand sich ein armdicker, mit zahlreichen Membranen ausgestatteter Knorpelwulst. Dieser war das eigentliche Sprachorgan des Ophalers: ein organischer Synthesizer.

Graucums Begleiter hielten sich bescheiden im Hintergrund, während der Panish Panisha von den beiden Terranern begrüßt wurde. Die Unterhaltung wurde in Sothalk geführt; aber was Graucum zu sagen hatte, klang wie ein mehrstimmiges Lied voll eigenartiger, jedoch nicht unangenehmer Harmonien. Danton und Tekener trugen die Fäuste des Kriegers, wie sie es sich bei solchen Gelegenheiten zur Gewohnheit gemacht hatten, am Gürtel ihrer Montur. So waren sie deutlich sichtbar und verkündeten den Rang ihrer Träger, sonderten jedoch wesentlich geringere Mengen Kodexgas ab, als wenn sie an den Unterarmen getragen worden wären.

Die beiden Gastgeber führten den Besucher zu einer Sitzgruppe mit einem niedrigen Tisch, auf dem ophalische Delikatessen hergerichtet worden waren. Graucum, mit seinem Hals in Normalstellung nur wenig über einen Meter groß, machte es sich bequem und bediente sich ohne übertriebene Bescheidenheit. Die Leckerbissen verschwanden in seinem Schlitzmund, und eine Reihe schabender und schmatzender Geräusche bewies, daß es dem Lehrer der Lehrer mundete.

„Mir ist etwas sehr Absonderliches zu Ohren gekommen“, sang er dazu. „Ich habe gehört, daß der Dritte in eurem Bund eine Faust des Kriegers besessen und später verloren hat. Ich muß sagen...“ Es war erstaunlich, welche Nahrungsmengen vier

synchron arbeitende Tentakel in den kleinen Mund zu stopfen vermochten ... „Unglaublicheres habe ich noch nie vernommen. Ich bin auch jetzt noch nicht gewillt, das Gerücht für bare Münze zu nehmen. Ich bitte euch, mir zu versichern, daß man mir Unsinn zugetragen hat.“

In den Mienen der beiden Terraner regte sich kein Muskel. Sie hatten gewußt, daß sie mit dieser Frage einmal konfrontiert werden würden. Mit Reginald Bull war oft darüber gesprochen worden, und Perry Rhodans alter Kampfgefährte begriff, daß das Willkommen, das man ihm gegenüber ausgesprochen hatte, auf tönernen Füßen stand.

„Ich bedaure, dir die gewünschte Versicherung nicht geben zu können“, antwortete Roi Danton. „Es ist wahr, was man dir erzählt hat. Unser Freund besaß das Symbol des Kriegers und hat seinen Besitz unter tragischen Umständen eingebüßt.“

Graucums Hals mitsamt Kopf schoß ruckartig in die Höhe.

„Wie kann so etwas geschehen?“ Sein Unwille ließ sich am schrillen Diskant der Stimme mühelos erkennen. „Niemand, dem die Ehre zuteil wird, eine Faust des Kriegers zu besitzen, kann zulassen, daß durch Fahrlässigkeit...“

„Es war keine Fahrlässigkeit“, fiel ihm Ronald Tekener ins Wort.

„Was war es dann?“

Tekener hob die Schultern.

„Es war, wie schon gesagt wurde, ein tragisches Ereignis. Unser Freund spricht nicht darüber, und wir achten seinen Wunsch.“

„Das darf nicht sein!“ Von Freundlichkeit war jetzt in der Stimme des Panish Panisha keine Spur mehr. „Niemand, der so mit dem heiligen Symbol verfährt, darf sich am Spiel des Lebens beteiligen. Hier liegt womöglich ein Frevel vor...“

„Panish!“ fuhr ihm da Roi Danton scharf in die Parade und machte sich damit einer indirekten Beleidigung schuldig, indem er dem Gast die zweite Hälfte seines Titels verweigerte. „Wir haben dich empfangen, wie es dem höchsten Beamten des Staates und dem Lehrer der Hohen Schule gebührt. Wir haben dich in unserem Heim aufgenommen und dich nach der Art deines Volkes bewirkt. Du aber weißt nichts Besseres zu tun, als unsere Ehre anzugreifen? Was soll ich von dir denken? Hast du die Lehren des Kodex vergessen? Soll ich dir die Worte der Herausforderung zurufen, damit du mit mir kämpfen mußt?“

Erschreckt zog Graucum den Teleskophals wieder ein. Er erkannte, daß er zu weit gegangen war. Den Zweikampf hatte er zwar nicht zu fürchten. Immerhin war er Panish Panisha, und den Fremden hätte er wohl sehen mögen, der im Duell mit ihm bestehen konnte. Aber wie hätte es ausgesehen, wenn in der Öffentlichkeit bekannt geworden wäre, daß er einen Gast des Staates beleidigt hatte - nein, nicht einen: sogar zwei? Teilnehmer am Spiel des Lebens noch obendrein, und ausgerechnet die, die der Krieger Ijarkor als Gegner des größten Kämpfers aller Zeiten sehen wollte!

„Ich kann nicht erkennen, wo ich eure Ehre angetastet haben sollte“, sagte er, so würdevoll es eben ging. „Ich sprach von eurem Freund, nicht von euch.“

„Des Freundes Ehre ist die unsere“, erklärte Ronald Tekener steif. „Du kannst nicht unseren Freund beleidigen, ohne auch uns zu beleidigen.“

Der Panish Panisha hatte aufgehört, sich an den Delikatessen zu laben. Sechs seiner zwölf Tentakel fuhren in einer Geste des Bedauerns durch die Luft.

„Vielleicht habe ich zu hastig gesprochen“, sang er zu einer sanften Melodie. „Ich bitte euch, meine Situation zu verstehen. Daß jemand eine Faust des Kriegers besitzt und dann verliert, ist etwas so Unerhörtes, daß mir der Verstand in Unordnung gerät, wenn ich nur daran zu denken versuche. Wenn euer Freund doch wenigstens eine Erklärung hätte, mit der er plausibel machen kann, daß er keine Schuld auf sich geladen hat...“

Danton und Tekener verständigten sich durch einen kurzen Blick.

„Laß uns ihn rufen“, bot Roi Danton an. „Sprich mit ihm. Vielleicht ist er bereit, dir aus dem Dilemma zu helfen.“

„Ja, so wollen wir es tun.“ Es lag ein wenig zuviel Triumph in Graucums Gesang. „Bitte, ruft ihn, damit ich mit ihm sprechen kann.“

\*

Reginald Bull hatte gerade die Aufzeichnung zu Ende gehört, die ihm von Salov gegeben worden war, als ihn der Ruf erreichte. Er machte sich auf den Weg zum Empfangssaal und begegnete in der Nähe des Eingangs einem Vironauten, den Roi Danton ihm entgegengeschickt hatte.

„Sei vorsichtig“, wurde er gewarnt. „Graucum hat peinliche Fragen bezüglich des verlorenen Permits. Rechne damit, daß er einen Trick oder zwei auf Lager hat.“

Bull nickte.

„Wie viel Gefolge hat er dabei?“ wollte er wissen.

„Eine Handvoll Ophaler“, antwortete der Vironaut. „Mehr nicht.“

Reginald Bull betrat den Saal. Sicherer Schrittes trat er auf Graucum zu und begrüßte ihn auf die landesübliche Weise. Während die herkömmlichen Floskeln ausgetauscht wurden, lauschte er sorgfältig den Regungen seines Unterbewußtseins. Wenn der Panish Panisha beabsichtigte, Antwort auf eine Frage zu erhalten, die der Gefragte nicht freiwillig geben wollte, würde er die Sänger von Ophal zum Einsatz bringen. Gruppen besonders geschulter Ophaler waren in der Lage, mit ihrem Gesang eine hypnosuggestive Wirkung zu erzeugen, die den freien Willen neutralisierte und psychischen Widerstand beseitigte. Die Vironauten waren auf diese Weise von den Sängern angesprochen worden, als sie sich Mardakaan näherten, und es war in ihren Bewußtseinen der unwiderstehliche Drang entstanden, so rasch wie möglich auf dem Planeten der Lebensspiele zu landen.

Aktivatorträger und Mentalstabilisierte hatten dem hypnotischen Einfluß mühelos standgehalten. Aber ob es sich dabei um eine grundsätzliche Immunität handelte oder ob auch die vermeintlich Immunen beeinflußt werden konnten, wenn sich nur eine genügend große Anzahl ophalischer Sänger zusammenfand, war jedoch noch nicht klar.

Bull war befriedigt, als er die geringe Zahl von Begleitern sah, die der Panish Panisha mitgebracht hatte; aber er gab seine Vorsicht nicht völlig auf. Zudem hatte er nicht die Absicht, sich von Graucum in die Enge treiben zu lassen. In einer Lage wie der seinen war die Flucht nach vorne die beste Taktik.

„Ich bin froh“, sagte er, „den höchsten Beamten des Landes und den höchsten Lehrer der berühmten Schule des Nordens in unserem Heim zu sehen. Wie du weißt, beabsichtigen meine Freunde und ich, uns gemäß deiner Aufforderung am Spiel des Lebens zu beteiligen. Ein Sieg im Spiel gibt uns das Recht, Schüler an deiner Upanishad zu werden. Wir möchten dem Ort unserer zukünftigen Tätigkeit einen Besuch abstatten. Bist du bereit, uns die entsprechende Erlaubnis zu erteilen?“

Das Ansinnen versetzte den Ophaler anscheinend in Bestürzung; denn er antwortete schrill und keineswegs diplomatisch:

„Das ist ganz und gar unmöglich. Niemand, der nicht am Spiel des Lebens teilgenommen hat und für würdig befunden wurde, darf die Hohe Schule des Nordens betreten.“

„Du hast dich auch am Spiel des Lebens beteiligt?“ fragte Bull scheinheilig.

„Mich hat der Ewige Krieger Ijarkor selbst eingesetzt“, erklärte Graucum schroff.

„Aha. Sag mir, Panish Panisha: Diejenigen, die zu deiner Schule zugelassen werden, mit welchem Rang beginnen sie ihre Laufbahn?“

„Mit gar keinem Rang. Sie sind Shana, die selbst die erste der zehn Stufen noch nicht erkommen haben.“

„Sieh da! Meine beiden Freunde aber tragen die Faust des Kriegers. Das stellt sie dir gleich. Jeder von ihnen genießt die Privilegien eines Panish Panisha. Und trotzdem willst du sie nicht in deine Schule lassen?“

Inzwischen hatte Graucum sich wieder gefangen.

„Du sagst es“, triumphierte er. „Sie genießen die Privilegien von Panish Panisha; aber sie sind nicht Panish Panisha. Oder haben sie vielleicht eine Hohe Schule des Kriegers besucht und dort die gesamte Lehre der Zehn Schritte in sich aufgenommen?“

„Das sind Spitzfindigkeiten“, protestierte Bull. „Ich will nicht...“

„Von Spitzfindigkeit ist keine Rede“, empörte sich der Panish Panisha. „Für den Zutritt zur Hohen Schule des Nordens müssen gewisse Bedingungen erfüllt sein, und deine Freunde erfüllen sie nicht. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß sie die Faust des Kriegers tragen. In diesem Zusammenhang möchte ich dir eine Frage stellen: Wo ist deine Kriegerfaust geblieben?“

Da war sie also, die Frage, der Reginald Bull unbedingt aus dein Weg hatte gehen wollen!

„Ich besitze sie nicht mehr“, antwortete Bull.

„Wie ist sie dir abhanden gekommen?“ wollte der Ophaler wissen.

„Darüber spreche ich nicht“, sagte Bull.

Aufgrund des bisherigen Verlaufs der Unterhaltung hatte er damit gerechnet, daß der Panish Panisha nun fortfahren würde zu bohren. Graucum schien sich an die Regeln herkömmlicher Höflichkeit nicht gebunden zu fühlen. Wenn er es für angebracht hielt, trumpfte er recht kräftig auf. Aber Bull wurde überrascht. Der Ophaler schlug den sanftesten Tonfall an, den er bislang von ihm zu hören bekommen hatte. Seine Antwort hatte den Klang eines leicht traurigen, aber freundlichen Liedes, als er sang:

„Es muß ein schwerer Verlust für dich gewesen sein, fremder Freund. Aber ich sehe, daß du dich mit der Kraft deines Bewußtseins darüber hinweggesetzt hast.“

„So ist es“, bestätigte Bull, der mit einemmal Sympathie für den Panish Panisha zu empfinden begann.

„Von Cloreon künden die Sagen“, fuhr Graucum fort. Sein Gesang schwoll zu einer wohltonenden Ode. „Ringe hat der Herr Kalmer im Reich Erendyra geschaffen. Ringe künden des Kriegers Ruhm...“

Reginald Bulls Gedanken kehrte zu den ereignisreichen, verwirrenden Tagen zurück, als auf Cloreon die Letzte Schlacht tobte, jene verzweifelte Farce eines Wettkampfs, in dem das ahnungslose Volk der Cloreonen beweisen sollte, daß es sich für den Dienst im Heer des Kriegers Kalmer eignete. Damals hatte Bull sich zum erstenmal intensiver mit dem Handschuh des Kriegers befaßt, der ihm Wochen zuvor von Stalker überreicht worden war.

„Soldaten braucht er, der Krieger“, sang Graucum. „Herrlich leuchten die Ringe; dröhnend erschallen die Worte des Kodex...“

Gas war aus der Faust des Kriegers geströmt und hatte ihm die Sinne verwirrt. Auf einmal war er überzeugt gewesen, selbst ein Krieger zu sein. Der Zellaktivator hatte ihn vor dem Schlimmsten bewahrt. Es war ihm klargeworden, was der Handschuh bedeutete. Zornig hatte er ihn in das thermonukleare Feuer der Sonne Virgo-Tor geschleudert...

„Die Treuen belobigt der Krieger.“ Bull wußte nicht mehr, wie ihm geschah. War es wirklich nur einer, der auf ihn einsang? Es hörte sich an wie ein Chor von Tausenden von Stimmen. „Den Falschen bestraft er, wie nur ein Krieger es kann...“

Zu spät merkte der Terraner, daß er dem Ophaler in die Falle gegangen war. Der Gesang hatte seinen Willen gelähmt. Er mußte sprechen, ob er wollte oder nicht. Er

erzählte die Geschichte der Tage auf Cloreon bis zu jenem schicksalhaften Augenblick, als er die Faust des Kriegers von sich schleuderte...

2.

Roi Danton und Ronald Tekener hatten den mächtigen Gesang ebenfalls vernommen. Er beeinflußte sie psychisch nicht; aber er nahm sie gefangen und erzeugte eine gewisse Benommenheit. Sekunden später begann Bull zu sprechen. Er hatte die Augen geschlossen, und die Worte kamen ihm so rasch über die Lippen, als hing sein Leben davon ab, daß er seinen Bericht so schnell wie möglich beendete. Wenige Augenblicke nur brauchte er, dann kam er zu dem entscheidenden Ereignis: dem Verlust der Faust des Kriegers.

Tekener war aufgesprungen. Die hellblauen Augen leuchteten zornig aus dem von Narben durchsetzten Gesicht, als er den Panish Panisha anschrie:

„So nicht, Ophaler! Du betrügst uns. Du bist in diesem Haus nicht mehr willkommen. Nimm deine Begleiter und scher dich zum Teufel!“

Der Panish Panisha war ebenfalls in die Höhe geschossen.

„Ich habe im Auftrag des Kriegers Ijarkor die Pflicht, mich um solche Dinge zu kümmern.“ Seine Stimme war schrill, der Gesang im Hintergrund verstummt. „Euer Freund hat zugegeben, den größten vorstellbaren Frevel begangen zu haben: Er hat das Symbol des Kriegers vernichtet. Durch seine Anwesenheit beleidigt er alle, die in festem Glauben an die Heiligkeit des Kodex nach Mardakaan gekommen sind, um am Spiel des Lebens als Kämpfer oder Zuschauer teilzuhaben. Er muß diese Welt sofort verlassen. Er muß dem Reich der Ophaler unverzüglich den Rücken kehren und darf sich innerhalb seiner Grenzen nie mehr blicken lassen. Nur der Umstand, daß er einst die Faust des Kriegers trug...“

Er verstummte mitten im Satz. Roi Danton hatte sich den eisernen Handschuh übergestreift. Er trat auf den Panish Panisha zu.

„Schweig!“ fuhr er ihn an. „Wer bist du? Ein Beamter in einem Sternenreich, das nicht mehr als zweihundertfünfzig Lichtjahre umfaßt. Unser Reich mißt über das Vierhundertfache in der Weite und in der Tiefe, und die Sterne des Halos unserer Milchstraße bevölkern eine Raumkugel von einer halben Million Lichtjahre Durchmesser.

Und wer ist schon dein Krieger? Uns schickt der Setho, der weit über jedem Krieger steht. Von ihm erhielten wir die Symbole des Permanenten Konflikts, und niemand anderem als ihm gegenüber hat unser Freund seine Handlungsweise zu verantworten. Du hast einen Grund, meinst du, unseren Freund zu verbannen. Wir werden mit ihm gehen, und der Sotho wird erfahren, wie es auf Mardakaan zugeht und wie der, der sich Ijarkors Statthalter nennt, die Vorschriften des Kodex mißachtet. Dann sieh du zu, woher du die Kämpfer nimmst, mit denen du nach Ijarkors Willen das kommende Spiel des Lebens bestreiten willst.

Und jetzt du... du Provinzhäuptling: Hebe dich von dannen, damit unsere Augen durch deinen Anblick nicht länger beleidigt werden!“

Gebieterisch hob der Terraner den Arm und wies zum Ausgang. Graucums buntes Gewand flatterte ihm um den tonnenförmigen Leib. Er zitterte vor Zorn und Furcht zugleich.

„Ich... du verstehst nicht...“, zirpte er verzweifelt.

„Geh!“ donnerte Roi Danton.

Da wandte der Panish Panisha sich um und floh durch das offene Portal. Sein Gefolge hatte Mühe, ihm auf den Fersen zu bleiben.

\*

„Sehr gut gesprochen“, nickte Reginald Bull und nippte an dem Getränk, das man ihm vorgesetzt hatte.. „Es fragt sich nur, ob wir uns damit nicht alles verdorben haben.“

Seit Graucums eiligem Abgang waren zehn Minuten verstrichen. Die Gemüter hatten sich beruhigt.

Drauß en in der Stadt blieb es ebenfalls ruhig. Falls der Panish Panisha gedachte, die fremden Gäste wegen ihrer Unverschämtheit zu maßregeln, so war er wohl noch damit beschäftigt, die angemessene Taktik auszuarbeiten. Vielleicht mußte er sich auch bei Ijarkor Anweisungen holen.

Vironauten, die das Perimeter des Anliegens zu überwachen hatten, berichteten von auffälligen Fahrzeugbewegungen in der Nähe des Hauses. Die Fahrzeuge entfernten sich.

„Das müssen die Sänger sein, die Graucum gegen dich einsetzte“, meinte Ronald Tekener, in Bulls Richtung gewandt. Er nahm den Faden der Unterhaltung wieder auf. „Nein, ich glaube nicht, daß wir Repressalien zu fürchten haben. Der Panish Panisha ist unser Freund nicht mehr, das ist gewiß. Aber er kann uns nicht davonjagen. Die Idee, daß wir gegen seinen Meisterkämpfer antreten sollen, stammt von Ijarkor. Wie stände Graucum da, wenn ausgerechnet er uns vergrault hätte?“

„Ganz meine Meinung“, sagte eine sanfte Stimme vom Eingang her.

Die Köpfe der Männer wandten sich. Irmina Kotschistowa war unbemerkt eingetreten. Sie lächelte. Sie war eine anziehende Frau. Ihr biologisches Alter von 175 Jahren sah man ihr nicht an.

„Du wirkst zufrieden, Irmina“, sagte Roi Danton freundlich. „Dir steht der Erfolg ins Gesicht geschrieben.“

Die Mutantin kam näher.

„Du bist, wie immer, der scharfäugige Beobachter“, komplimentierte sie Danton. „Aber darüber später. Vorerst geht es um unseren Freund, den Dicken.“

Ächzend fuhr sich Reginald Bull mit beiden Händen über den Leib.

„Guckys Schatten“, stöhnte er in komischer Verzweiflung. „Macht er sich nicht über meinen Leibesumfang lustig, dann tut es diese Tochter eines kirgisischen Schamanen für ihn.“

Irmina Kotschistowa hob drohend den Finger.

„Beleidige meinen Vater nicht“, sagte sie in belehrendem Tonfall. „Er war ein ernst zu nehmender Wissenschaftler. Aber mit dir steht es wirklich nicht zum Besten. Graucum kann es sich nicht bieten lassen, von einem vermeintlich illustren Gast zu hören, daß er die Faust des Kriegers weggeworfen hat. Soho hin, Soho her. Er muß sich nach Ijarkor richten. Er kann dich nicht verbannen, weil Roi und Ronald sonst mit dir zögen. Aber er wird dir zeigen, daß du auf Mardakaan *persona non grata* bist. Er wird dich kaltstellen. Auf eine Teilnahme am Spiel des Lebens brauchst du nicht mehr zu rechnen.“

Bull strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Das ist nicht das Übelste, was mir widerfahren könnte“, grinste er. „Ich hatte ohnehin die Absicht, mich um die Hohe Schule des Nordens zu kümmern und ein wenig nach unseren achtundvierzig Mann Tsunami-Besatzung zu forschen. Vielleicht bietet sich mir dazu jetzt Gelegenheit.“

„Was hast du vor?“ erkundigte sich Ronald Tekener.

Aber Bull strich mit erhobenem Zeigefinger durch die Luft.

„Nichts da! Auskünfte werden nicht gegeben. Wir wissen seit heute, daß auch Aktivatorträger und Mentalstabilisierte nicht immun gegen den Gesang der Ophaler sind. Je weniger ihr wißt, desto sicherer seid ihr.“

Immerhin erklärte er sich bereit, die Zurückbleibenden über die einzelnen Schritte seiner Aktion, falls es dazu kommen sollte, auf dem laufenden zu halten. Pas Interesse wandte sich sodann der Mutantin zu.

„Was war das Leuchten in deinen Augen, Irmina?“ fragte Roi Danton.

Er hatte die Faust des Kriegers längst abgestreift. Stalkers Permits, wie die kostbaren Symbole ursprünglich genannt worden waren, ruhten wieder in mehrfach gesicherten Behältnissen. Solange die Vironauten unter sich waren und ihren Status nicht zu demonstrieren brauchten, wurden die Handschuhe an einem Ort aufbewahrt, an dem eventuell ausströmendes Kodexgas keinen Schaden anrichten konnte.

„Das Anti-Kodexmolekül-Serum siegt.“

Die Mutantin berichtete von ihrer Begegnung mit dem Elfahder und von ihrem Erfolg. Die drei Männer wußten, wie lange und wie zäh Irmina an der Entwicklung des Antiserums gearbeitet hatte, das die halluzinogene Wirkung des Kodexgases aufhob. Mit unglaublicher Hartnäckigkeit hatte sie sich Schritt um Schritt ans Ziel herangetastet. Die Freunde gönnten ihr den Triumph. Irminas Erfolg war auch der ihre. Stalkers Permits waren hervorragende Werkzeuge, wenn es darum ging, sich unter Wesen, die nach dem Gesetz der Krieger lebten, Achtung zu verschaffen. Aber wer ein Permit trug, lief Gefahr, durch das ausströmende Gas selbst in einen Krieger verwandelt zu werden.

„Ein Problem gibt es allerdings“, dämpfte die Mutantin die Begeisterung ihrer Zuhörer. „Die Synthesierung des Serums ist kompliziert. Wir werden für die nahe Zukunft immer nur kleine Mengen des Antistoffs zur Verfügung haben. Allein für das Experiment mit dem Elfahder habe ich die Hälfte meines Vorrats verbraucht, der nach der Entseuchung der EXPLORER übriggeblieben war.“

Sie sprachen darüber, wie mit dem Wirkstoff verfahren werden solle. Dringend gebraucht wurde er nur von denen, die gewohnheitsmäßig mit den Handschuhen in Berührung kamen, also Danton und Tekener. Aber es reichte nicht aus, das Serum zur Verfügung zu haben. Es mußten Behältnisse geschaffen werden, in denen es mitgeführt und bei Bedarf in angemessener Dosierung entnommen werden konnte.

Irmina Kotschistowa schlug vor, sie werde bei nächster Gelegenheit zu ihrem Schiff, der ÄSKULAP, zurückkehren und sich dort den zwei vordringlichen Aufgaben widmen: dem Entwurf und der Anfertigung eines geeigneten Behälters und der weiteren Produktion von Antiserum. Ihr Vorschlag wurde nach längerer Debatte schließlich angenommen.

Der Tag endete trotz des Rückschlags, den Reginald Bull hatte hinnehmen müssen, mit einem erfreulichen Aspekt. Die Ziele, die die Vironauten sich gesetzt hatten, konnten nur erreicht werden, wenn sie den Statusvorteil, den ihnen Stalkers Permit einbrachte, voll ausnützten. Das hatten sie bisher nicht tun können, weil die Gefahr bestand, daß sie unter den Einfluß des ausströmenden Kodexgases gelangten.

Die Gefahr schien jetzt gebannt. Sobald Irmina Kotschistowa mit zwei Miniaturbehältern Antimachos von der ÄSKULAP zurückkehrte, würden sie die eisernen Handschuhe überstreifen können, wann immer es die Lage erforderte.

In den Wall aus psionischer Manipulation und chemisch induziertem Gehorsam, der die Sphäre der Ewigen Krieger schützte, war eine Bresche geschlagen.

\*

Es kam, wie Irmina vorhergesagt hatte.

Am darauffolgenden Tag wurde den Vironauten über einen Kanal des öffentlichen Kommunikationsnetzes eine Botschaft des Panish Panisha zugestellt. Darin war zunächst davon die Rede, daß die Regierung von Mardakaan sich geehrt fühle, zwei illustre, durch den Besitz der Faust des Kriegers privilegierte Gäste bewirten zu können, und daß das

Angebot der beiden Gäste, sich am Spiel des Lebens zu beteiligen, mit großer Dankbarkeit entgegengenommen werde.

Nach soviel Schmeichelei kam die Botschaft zu ihrem eigentlichen Anliegen. Reginald Bull wurde der Status eines *ehemals Privilegierten* zugestanden, die Teilnahme am Spiel des Lebens jedoch verweigert.

„Eine endgültige Entscheidung über den Status des ehemals Privilegierten“, fuhr der Text fort, „kann erst von Ijarkor selbst getroffen werden. Bis dahin ist der Genannte weiterhin Gast der Regierung von Mardakaan. Es bleibt ihm überlassen, ob er sein bisheriges Quartier beibehalten oder in ein anderes übersiedeln will. Die Regierung fühlt sich jedoch für die leibliche Sicherheit des ehemals Privilegierten verantwortlich, und da in der Bevölkerung Mißstimmung über sein esoterisches Verhalten in der Galaxis Erendyra entstehen und diese Mißstimmung in Täglichkeiten ausarten könnte, wird dem Genannten eine Eskorte beigegeben, die unter der Leitung des vielfach bewährten Schiedsrichters Kuursen Ton steht.“

„Das ist gute Kanzleisprache“, spottete Roi Danton, nachdem er den Text der Botschaft zur Kenntnis genommen hatte. Er wandte sich an Reginald Bull. „Was hast du vor?“

„Ich bleibe vorläufig hier“, antwortete Bull. „Ich ziehe aber in einen weit abgelegenen Flügel des Gebäudes, damit durch meine Nähe die wahren Privilegierten nicht beleidigt werden.“ Er grinste. „Und diesem Kuursen Ton werde ich klarmachen, daß er mir zu jeder Zeit wenigstens dreißig Meter vom Leib zu bleiben hat, wenn er nicht Unangenehmes erleben will.“

So geschah es. Mit seinen wenigen Habseligkeiten und einem einzigen Begleiter, Jo Polynaise, zog Reginald Bull in einen abgelegenen Gebäudetrakt um. Als neues Heim wählte er eine Flucht von Räumen, die ihm freien Ausblick und Zugang zum Park gewährten. Kommunikationsmöglichkeiten waren reichlich vorhanden. Darauf legte er Wert. Denn er wollte sich bei nächster Gelegenheit mit Salov in Verbindung setzen. Sein Entschluß stand fest. Er würde versuchen, in die Upanishad am Nordpol einzudringen.

Noch im Lauf desselben Tages traf der Schiedsrichter Kuursen Ton mit einem Stab von fünf Ophalern ein. Er ließ sich bei Reginald Bull anmelden und stellte sich ihm vor. Dabei behandelte er den Terraner mit großem Respekt, als stehe er einem wahrhaft Privilegierten gegenüber. Bull legte ihm seinen Standpunkt dar und stieß damit bei dem Ophaler auf volles Verständnis. Er war durchaus bereit, sich mit seinen Begleitern im benachbarten Gebäudeteil einzuarbeiten. Nur auf einem bestand er: Wenn Bull das Anwesen verlasse, müsse er ihn begleiten.

„Ich werde es einzurichten suchen“, antwortete der ehemals Privilegierte darauf.

Mit seinem Erfolg dem Schiedsrichter gegenüber durchaus zufrieden, machte Bull sich sofort an die weitere Verwirklichung seines Vorhabens. Er trug Jo Polynaise auf, den Korridor vor seiner Zimmerflucht zu patrouillieren. Dann aktivierte er einen Kommunikationsanschluß und beschaffte sich aus dem städtischen Informationssystem den Rufkode eines Teilnehmers namens Salov.

Als er den Kode eingegeben hatte, materialisierte vor ihm eine kleine Videofläche, von der ihm das stilisierte Symbol der Stadtverwaltung entgegenblinkte.

„Du hast einen Anschluß erreicht, der gegenwärtig nicht aktiv ist“, sagte eine freundlich summende ophalische Stimme. „In welcher Weise kann ich dir behilflich sein?“

„Ich habe diesen Kode eben erst von der Information erhalten“, antwortete Bull verblüfft. „Wie kann es sein, daß er ungültig ist?“

„Inaktivierung eines Anschlusses geschieht manchmal innerhalb kürzester Zeit“, sang die ophalische Stimme. „Es kann sein, daß eine Sekunde nach deinem Gespräch mit dem Informationssystem der Rufkode für ungültig erklärt wurde. Wenn du mir den Namen des Teilnehmers nennst, will ich gerne versuchen...“

„Nein, das ist nicht nötig“, wehrte Reginald Bull ab.

Das letzte, was er jetzt brauchte, war, daß ein Kommunikationscomputer der Stadtverwaltung ihn mit dem zwielichtigen Salov in Verbindung brachte. Nachdenklich und ein wenig niedergeschlagen sah er zu, wie das Bild verblaßte und die Videofläche verschwand.

Sein erster Vorstoß war ins Leere gegangen.

\*

Der Beginn der Spiele lag nur noch wenige Tage entfernt. Die Stadt Mardakka platzte vor Schaulustigen aus den Nähten. Das ganze Land summte vor Aufregung, denn das bevorstehende Spiel versprach, eines der aufregendsten zu werden, die Mardakaan je gesehen hatte. Wetten in Höhen von Milliarden von Norkys wurden abgeschlossen. Die Gilde der Spielmacher mit ihren Tausenden von Mitgliedern hatten alle Hände voll zu tun, die Wettkämpfer zu befriedigen.

Über dem platten Land tummelten sich scharenweise die Logen. So nannte man auf Mardakaan die mit allem Komfort ausgestatteten Antigrav-Plattformen, die Touristen zur Verfügung gestellt wurden und je nach Wunsch der Schaulustigen die verschiedenen Bühnen anflogen, auf denen das Spiel des Lebens sich abwickeln würde. Hier waren die Planform-Architekten am Werk, ohne Ausnahme Ophaler, die Kunstschaften aus dem Boden stampften. In diesen Kunstschaften würden die Kämpfer sich zu bewähren haben.

Die gesamte Planetoberfläche stand für das große Spiel zur Verfügung. Es gab nur zwei Exklaven, die im Verhältnis zur verfügbaren Gesamtfläche jedoch nicht ins Gewicht fielen. Da war zum ersten die Stadt Mardakka, die für die Zwecke der planetarischen Verwaltung und vor allem für die Unterbringung der Touristen gebraucht wurde. Da war zum zweiten die Hohe Schule des Nordens, am Nordpol gelegen. Das Areal der Upanishad galt als Sperrgebiet. Ob es wirklich abgesperrt, d. h. durch Sicherheitsvorrichtungen geschützt war, ließ sich für Landesfremde nicht in Erfahrung bringen. Die, die nach Mardakaan kamen, um sich das Spiel des Lebens anzusehen, glaubten an die Weisheit der Ewigen Krieger. Es wäre keinem von ihnen eingefallen, uneingeladen in das Gebiet einer Hohen Schule einzudringen.

Das, was man gemeinhin DAS SPIEL DES LEBENS nannte, war in Wirklichkeit eine ganze Serie von Spielen. Es konnte nicht anders sein: Die Zahl der Teilnehmer war viel zu groß, als daß ein Prozeß der Vorauswahl sich hätte vermeiden lassen. Es gab zahlreiche Vorspiele, jedes auf seiner eigenen Bühne, in denen die Kämpfer zeigen konnten, was in ihnen steckte. Ihre Bewertung richtete sich danach, wie kodexgetreu ihr Verhalten war. Schiedsrichter beaufsichtigten die Spiele und trafen die Entscheidungen. Wer vor ihren Augen bestand, rückte eine Runde weiter vor. Was mit denen geschah, die durchfielen, darüber war sich die touristische Öffentlichkeit nicht ganz im klaren. Viele von ihnen landeten in den Reihen der Zwangsarbeiter, die ihre Kräfte ein volles Planetenjahr lang - das waren immerhin elf Jahre nach Standardrechnung - den Planform-Architekten zur Verfügung stellen mußten. Andere wiederum fanden trotz ihres Versagens auf die eine oder andere Weise Zugang zum Troß dieses oder jenes Kriegers. Die Entscheidung lag im Ermessen der Schiedsrichter, deren Stellung somit als äußerst einflußreich eingestuft werden mußte.

Die Sieger der letzten Vorspielphasen nahmen am eigentlichen Spiel des Lebens teil, an dem Großen Spiel, aus dem Graucum die Shana für seine Upanishad rekrutierte. Aber auch hier waren die Regeln offenbar keineswegs festgeschrieben. So hörte man dieser Tage zum Beispiel gerüchteweise, daß einer der Teilnehmer am Endspiel bereits feststehe. Er sei ein Auserwählter des Kriegers Ijarkor und der mächtigste Kämpfer, den

die Zwölf Galaxien je gesehen hatten. Informationen dieses Kalibers besaß nur der Panish Panisha, und der ließ nach außen hin nichts verlauten - es sei denn, er verspräche sich etwas davon. Das Gerücht war also entweder falsch oder es beruhte auf Angaben, die Graucum mit Absicht hatte durchsickern lassen.

Wie dem auch sein mochte: Die Touristen nahmen das Gerücht für bare Münze. Die Beträge, die auf den unbekannten Superkämpfer als Gewinner gesetzt wurden, machten mehr als siebzig Prozent der Gesamtwettsumme aus. Unermeßliche Reichtümer standen auf dem Spiel, und die Gilde der Spielmacher tat ihr Bestes, um daran teilzuhaben. Die Gilde war ein durchaus gesetzliches Unternehmen. Man munkelte allerdings, daß sie ihre Beziehungen hin und wieder benützte, um den Ausgang eines Spiels in ihrem Sinn zu beeinflussen. Solche Aktivitäten standen außerhalb des Gesetzes. Daß sie nicht strenger geahndet wurden, lag nach der zynischen Ansicht gutinformierter Beobachter daran, daß Mitglieder der hohen mardakaanschen Beamtenhierarchie selbst vom Spielteufel gepackt waren.

Damit wären wir bei einem ganz anderen Thema angelangt. Geld spielte auf Mardakaan eine merkwürdige Rolle. Dem Besucher wurde auf dem Planeten des Lebensspiels alles, was er zum Vergnügen, für den Unterhalt, selbst zur Aufrechterhaltung eines luxuriösen Lebensstandards brauchte, umsonst geboten. Zu bezahlen brauchte er nur, wenn er spielte - und zum Spielen gab es auf Mardakaan zahllose Gelegenheiten. Natürlich kassierte von allem verspielten Geld der Staat seinen Obolus. So kam es, daß in einem Land, in dem der Besucher für nichts zu bezahlen brauchte, das Geld - besonders jenes, das den Touristen in Form frei verfügbarer Finanzmittel zugänglich war - die Priorität Nummer eins besaß.

\*

In der Nacht versank die riesige Scheibe der Sonne D'haan für kurze Zeit ganz unter dem Horizont. Die Vironauten, die Mehrzahl terranischer Herkunft, hatten an diesem Vorgang ihr Ruhebedürfnis orientiert. Freilich mußten sie vor und nach dem Sonnenuntergang noch ein paar Stunden zulegen, denn es war - um diese Jahreszeit - eine Zeitspanne von nicht mehr als 110 Minuten, die D'haan zur Gänze unterhalb des Horizonts verbrachte.

Reginald Bull erwachte aus leichtem, unruhigem Schlaf, als er ein halblautes Klicken hörte. Er richtete sich auf. Der automatischen Beleuchtung, die sich daraufhin einschalten wollte, gebot er, wieder zur Ruhe zu gehen. Das Klicken ließ sich ein zweites Mal hören. Es war ein merkwürdiges Geräusch, das eigenartige Gefühle weckte. Es erinnerte ihn an eine längst vergangene Zeit, als die Methoden der Kommunikation noch längst nicht so ausgefeilt waren wie heutzutage: Jemand warf Steine gegen sein Fenster.

Er stand auf. Er kleidete sich an, soweit er es für notwendig hielt. Von einer Ecke des Raumes, in dem er schlief, führte eine Art Wendeltreppe nach unten zum Ausgang, der in den Park führte. Die Stufen der Treppe waren lächerlich flach, für Ophaler gemacht. Er stieg hinunter. Er öffnete die Tür, halb und halb erwartend, daß Kuursen Ton hier irgendein Alarmgerät installiert hatte, das anschlug, sobald die Tür aufging.

Aber die Nacht blieb ruhig. Die Luft war blau und ein wenig feucht. Die Ophaler verstanden es, sich und ihren Gästen das Leben unter der Energiekuppel der Südpolstadt durch künstliche Klimatisierung angenehm zu machen.

Es war finster. Die Lichter der Stadt verbreiteten zwar einen hellen, diffusen Schimmer. Aber der Park war dicht mit Bäumen bestanden, deren Blätterdach den Untergrund wirksam abschirmte.

„Wer wirft da mit Steinen?“ fragte er halblaut.

Er hörte einen dünnen Pfiff, nahe der Grenze des Hörbaren. Weiter als zehn Meter drang dieses Geräusch sicherlich nicht. Innerhalb dieses Radius hatte er den nächtlichen Steinwerfer zu suchen. Er drang aufs Geratewohl vor. Der Pfiff hatte ihm keine besondere Richtung gewiesen. Es gab einen schmalen Pfad, der hier durchs Buschwerk führte. Er war kaum ein paar Schritte gegangen, da stieß er mit dem Fuß gegen etwas Schweres, Weiches.

„Heh, paß auf wohin du trittst“, klang es ihm in Sothalk aus der Dunkelheit entgegen.

Er ging in die Knie. Seine Augen hatten sich inzwischen ein wenig an die Finsternis gewöhnt. Vor ihm auf dem Weg hockte ein kugelförmiges Geschöpf. Es war mit Mühe eine Handbreit groß. Aus einem Wirrwarr von struppigen, borstigen Haaren lugte ein Gesichtchen mit großen, feuchten Augen hervor. Mund- und Nasenpartie waren zu einer stumpfen Schnauze geformt, die einem Schweinerüssel in Miniaturausgabe nicht unähnlich sah.

Unter dem dichten Pelzbesatz schnellte ein erstaunlich langer, allerdings spindeldürrer Arm hervor. Eine winzige, sechsfingrige Hand packte Bull an einem der Haftverschlüsse seines linken Stiefels.

„Wer bist du, und was willst du?“ erkundigte sich Bull, halb belustigt, halb neugierig.

„Dumme Frage“, zischte es verächtlich unter dem Mikrorüssel hervor. „Stell sie dir selbst. Schließlich bist du derjenige, der sich mit Salov in Verbindung setzen wollte, nicht wahr?“

Es kostete Reginald Bull Mühe, seine Überraschung nicht zu zeigen.

„Salov?“ sagte er. „Nie gehört.“

„Deine Zurückhaltung ist lobenswert.“ Die Stimme des merkwürdigen Wesens war hoch in der Tonlage, aber nicht schrill. „Aber wer mit Salov zusammen Haleph gespielt und rund sechzig Norkys an ihn verloren hat, der braucht nachher nicht so zu tun, als kannte er ihn nicht.“

„Du bist verdammt gut informiert“, entfuhr es Reginald Bull. „Aber wer sagt dir, daß ich mich mit Salov in Verbindung setzen wollte?“

„Bin ich hier hergekommen, um Kinderspiele zu treiben?“ zeterte der Haarige. „Hast du nicht vor ein paar Stunden versucht, Salov zu erreichen?“

„Versucht schon, aber erfolglos.“ Bull war mit einem mal mißtrauisch. Hatten die Ophaler ihm eine Falle gestellt? Für den Kommunikationscomputer, mit dem er sich unterhalten hatte, mußte es ein leichtes gewesen sein festzustellen, daß er sich mit Salov hatte unterhalten wollen. Der Knochengesichtige gehörte zum Untergrund, daran gab es für Bull keinen Zweifel. Für Graucum wäre es ein gefundenes Fressen, wenn er ihm auch noch eine Verbindung mit Gestalten der Unterwelt vorwerfen könnte. Auf der anderen Seite wußte der Haarige Details über sein erstes Zusammentreffen mit Salov. Es war eine verzwickte Situation. „Ich kam nicht durch“, fuhr er entschlossen fort. „Der Anschluß war nicht mehr aktiv.“

„So redet Salov sich immer aus“, erklärte das Wesen mit dem Rüsselgesichtchen. „Schließlich ist er einer, dessen man hier und da gern habhaft werden würde. Es ist nicht allzu schwierig, das Kodezeichen der Stadtverwaltung zu simulieren.“

Reginald Bulls Unbehagen schmolz dahin. Es paßte alles zusammen. Einer, nach dem gesucht wurde, mußte sich so verhalten.

„Also gut“, sagte er. „Was hast du mir auszurichten?“

Der Kleine reckte sich. Das Händchen ließ Bull's Stiefelschnalle los.

„Ich bin Twik aus dem Volk der Ulupho, aus dem Stamm der Movari, Mitglied der erlauchten Sippe Tantos.“ Als Bull eine ungeduldige Geste machte, keifte er: „Laß mich ausreden, du ungehobelter Klotz! Unter den Ulupho ist es Sitte, daß man Namen und

Herkunft ausführlich bekannt macht. Nur so kannst du erkennen, daß Salov dir nicht irgendeinen Boten geschickt hat, sondern den würdevollen, stets zuverlässigen Twik.“

Reginald Bull wippte mit dem Fuß.

„Vorsichtig bist du, und Steine kannst du werfen“, sagte er. „Aber wenn wir uns noch lange mit Vorreden aufhalten, werden die Ophaler aufmerksam. Was dann mit dem würdevollen, stets zuverlässigen Twik geschieht, magst du dir selbst ausmalen.“

„Pfffft“, machte es unter dem Rüssel hervor. „Von den Faßbüchen habe ich nichts zu befürchten. Du vielleicht schon eher. Also, hier ist Salovs Botschaft: Heute, um vierzehn Uhr Ortszeit, am Platz der Dreizehn Krieger. Du kommst von Westen, aus der Straße Lemma. Wir wissen, daß Kuursen Ton auf dich aufpaßt. Salov wird für Ablenkung sorgen. Achte auf ein Fahrzeug, daß das Symbol des Dritten Wegs in grüner Farbe trägt. Bring alles mit, was du für eine längere Abwesenheit brauchst. Du kehrst vorläufig nicht mehr hierher zurück.“

„Salov bringt mich zur Upanishad?“ fragte Bull knapp.

„Die Expedition ist bereits zusammengestellt“, bestätigte Twik.

Reginald Bull hatte seinen Entschluß schon getroffen. Gewiß, er ging ein Risiko ein. Wenn er Kuursen Ton abschüttelte, würde er nicht mehr ohne weiteres hierher zurückkehren können - auch dann nicht, wenn er mit Salov aus dem einen oder anderen Grund nicht handelseinig wurde. Aber irgendwie hatte er Vertrauen zu dem Wesen mit dem Brauenwulst, und auch zu dem vorlauten Haarknäuel, das vor ihm auf dem Pfad kauerte.

„Einverstanden“, sagte er. „Ich bin pünktlich zur Stelle.“

„Oh“, entfuhr es da dem Ulupho. „Fast hätte ich etwas Wichtiges vergessen.“

„Was ist das?“

„Bring Geld, sagt Salov. Es ist nicht billig, eine solche Expedition auszustatten.“

Reginald Bull nickte. Dann wandte er sich um und schritt auf das Haus zu.

Auch an anderer Stelle gerieten die Dinge in Bewegung.

Früh am Morgen schon ließen sich bei Roi Danton und Ronald Tekener zwei Ophaler anmelden. Sie gaben ihre Namen als Tomkan und Veedro und bezeichneten sich als Unparteiische, Beamte der Spielverwaltung also. Die beiden Terraner empfingen sie im selben Saal, in dem sie vorgestern mit Graucum konferiert hatten.

„Es ist Zeit, an den Aufbruch zu denken“, erklärte Tomkan, nachdem man einander begrüßt hatte.

„Aufbruch wohin?“ fragte Ronald Tekener.

„An den Ort des Geschehens“, antwortete Veedro. „Während der ersten Spielphase werdet ihr im Land Beshen eingesetzt.“

„Was ist das, das Land Beshen?“ wollte Roi Danton wissen. „Bisher hat uns niemand über den Verlauf und die Regeln des Spiels aufgeklärt. Wir wissen nur, was wir von den Touristen erfahren haben.“

Tomkans Organrauben zu beiden Seiten des Schädels zitterten leicht. Die Terraner hatten gelernt, dies als das Äquivalent eines menschlichen Lächelns zu deuten.

„Kein Kämpfer wird vorher aufgeklärt“, sagte der Ophaler. „Die Instruktionen werden an Ort und Stelle ausgegeben - und glaubt mir: Ihr werdet sie verstehen.“

Es klang fast wie eine Drohung. Danton glaubte zu wissen, was die Ophaler vorhatten. Aber um die erste Spielphase machte er sich keine Gedanken. Was im Endspiel geschah, das allein zählte.

„Wie reisen wir?“ fragte er. „Was nehmen wir mit? Wie lange werden wir abwesend sein?“

„Für euren Transport ist Sorge getragen“, erklärte Veedro. „Ihr braucht nur mit uns zu kommen. Nehmt mit, was ihr für die persönliche Bequemlichkeit braucht; für alles andere

ist in Beschen gesorgt. Abwesend werdet ihr sein, bis ihr entweder aus dem Spiel ausgeschieden seid oder es siegreich bestanden habt.“

„Wer begleitet uns?“ erkundigte sich Tekener.

„Niemand. Ihr seid von jetzt an allein.“

Mit Wehmut dachte Roi Danton an Demeter, der er in den vergangenen Tagen so wenig Zeit hatte widmen können. Er sehnte sich nach der Grünäugigen. Sie war an Bord der LOVELY BOSCYK. Es war keine Zeit mehr, sich von ihr zu verabschieden. Er sah den Freund an. In Tekeners narbenbedecktem Gesicht zuckte es. *Narren, die wir sind*, dachte Danton grimmig. *Warum müssen wir uns überall hineinmischen? Warum können wir uns nicht irgendwo niederlassen, eine anständige Arbeit annehmen und ein Privatleben führen?*

„Gebt uns eine Stunde Zeit“, sprach er zu den beiden Ophalern. „So lange brauchen wir für unsere Vorbereitungen.“

Tomkan und Veedro hatten nichts einzuwenden. Ronald Tekener kehrte in sein Privatquartier zurück und führte ein langes Gespräch mit Jennifer Thyron, die sich an Bord der LASHAT aufhielt. Währenddessen versuchte Roi Danton, sich mit Reginald Bull in Verbindung zu setzen. Aber Bull war irgendwo in den Tiefen des Gebäudes untergetaucht und reagierte nicht auf Durchsagen per Interkom. Danton hinterließ daher eine Nachricht in seinem privaten Datenspeicherbereich des Hauscomputers.

Dann gönnte auch er sich ein paar private Minuten. Sein Gespräch mit Demeter war von Traurigkeit erfüllt. Sie versuchte, ihn zu trösten; aber er hatte sich in eine Stimmung hineingesteigert, die auf verbalen Trost nicht mehr ansprach. Er war bitter - auf die Ewigen Krieger, auf die Sänger von Ophal, auf die Organisatoren des Spiels des Lebens; vor allem aber war er bitter auf sich selbst, daß er sich widerstandslos in diese Misere hatte hineinziehen lassen.

Es gelang Demeter schließlich, ihn halbwegs zu beruhigen. Ihr sanfter Hinweis, daß auch das Spiel des Lebens nicht ewig dauere, besänftigte ihn.

Kurze Zeit später brachen die beiden Privilegierten in Begleitung der Unparteiischen auf.

### 3.

Reginald Bull machte sich mit der Topographie der Stadt vertraut. Wenn er einen Ausflug unternommen wollte, der ihn zur vereinbarten Zeit an den von Twik genannten Ort brachte, dann wollte er erklären können, welche Absicht ihn dorthin führte. Es stellte sich heraus, daß der Platz der Dreizehn Krieger eine der bedeutendsten Sehenswürdigkeiten Mardakkas war. Es hatte, so schien es, vor etlichen tausend Jahren ein Spiel des Lebens gegeben, in dessen Verlauf sich dreizehn Teilnehmer so auszeichneten, daß es den Schiedsrichtern schwerfiel, einen von ihnen als Sieger zu definieren. Das erstaunliche Spektakel war darauf hinausgelaufen, daß alle dreizehn zu Siegern erklärt wurden. Ihnen zu Ehren hatte man ein Museum eingerichtet, die Galerie der Dreizehn Krieger. Dort wurden in eindrucksvollen Holoramen die Heldenaten der dreizehn zum Leben erweckt. Man sagte, daß im Museum stets großes Gedränge herrsche, besonders wenn sich viele Touristen in der Stadt aufhielten wie jetzt. Die beste Besuchszeit sei von dreizehn bis sechzehn Uhr, wenn Ophaler und Nicht-Ophaler sich den Genüssen des Mittagsmahls widmeten. Das alles schien Salov bedacht und so eingerichtet zu haben, damit Kuursen Ton keinen Verdacht schöpfen konnte. Bull war beeindruckt.

Er setzte Jo Polynaise in Kenntnis. Innerhalb seiner Gemächer konnte er sich frei mit jedermann unterhalten. Es war lange festgestellt, daß es hier weder akustische noch optische Spione gab. Die beiden Siganesen, die sich in Jos Innenleben verkrochen hatten, wurden ebenfalls informiert. Susa Ail und Luzian Bidpott spielten in Bulls Planung

eine wichtige Rolle. Von ihrer Existenz wußte niemand etwas. Sie waren winzig: Susa knapp über zehn, Luzian elfeinhalb Zentimeter groß. Sie konnten dorthin vordringen, wo Wesen von Normalgröße der Weg versperrt war. Und vor allen Dingen: Kaum jemand nahm sie wahr. Niemand erwartete, intelligente Wesen von dieser Winzigkeit zu sehen.

Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, wandte Bull sich an Kuursen Ton.

„Das ist ein Ausflug, der sich lohnt“, sagte der Schiedsrichter. „Die Geschichte der dreizehn Helden ist wirklich faszinierend, und sie wird in der Galerie gut dargestellt. Ich selbst war wenigstens schon zwanzigmal dort.“

Man vereinbarte den Aufbruch für kurz vor vierzehn Uhr. Bull hatte längst festgestellt, daß der kürzeste Weg zum Platz der Dreizehn Krieger tatsächlich über die Straße Lemma führte. Er legte Wert darauf, daß er sein eigenes Fahrzeug benutzen könne und Kuursen Ton mit seinen Begleitern ihm in einem zweiten folgte. Dagegen erhob der Schiedsrichter keinen Einwand.

Die beiden Schweber stiegen aus dem Park auf und gingen zunächst auf eine der für den stadtüberquerenden Verkehr zugelassenen Flughöhen. In Ziennähe dirigierten die Autopiloten die Fahrzeuge in die Tiefe. Die Straße Lemma war eine reine Fahrstraße. Schweber aller Typen, glitten, von der Funkleitung zu Kolonnen geordnet, in beiden Richtungen ruhig dahin. Sie bewegten sich in drei Flugebenen von acht, sechzehn und vierundzwanzig Metern Höhe. Bulls Schweber fädelte sich auf die unterste Flugebene ein. Bull sah, daß Kuursen Tons Fahrzeug ihm getreulich folgte. Weiter vorne weitete sich die Straße. Dort mündete sie auf den Platz der Dreizehn Krieger. Auf dem Platz gab es auch Fußgängerverkehr. Die Funkleitung verringerte daher die Geschwindigkeit der Fahrzeuge.

„Ich glaube, es geht los“, sagte Jo Polynaise.

Am Rand des Platzes war ein Blitz aufgezuckt. Ein Ruck fuhr durch den Schweber. Ein Alarmsignal gellte, und der Autopilot rief mit durchdringender Stimme:

„Manuellsteuerung! Funknetz gestört.“

Bull griff in die Kontrollen. Der Bug des Fahrzeugs hatte sich der Straßenoberfläche entgegengeneigt. Bull fing es ab, bevor es zum Aufprall kam. Über die Funkverbindung hörte er Kuursen Ton sagen:

„Wir kehren am besten um und versuchen es von Süden her. Da vorne scheint es einen Unfall gegeben zu haben.“

„Kann nicht“, stieß Bull hervor. Er keuchte, als habe er Mühe mit den Kontrollen. „Das Ding stürzt mir ab, wenn ich jetzt eine Wendung probiere.“

Darauf hatte Kuursen Ton nichts mehr zu sagen. Bull stellte fest, daß er ihm auf den Fersen blieb. Ahnte der Schiedsrichter jetzt, daß der Unfall inszeniert war, um seinem Schützling das Entkommen zu ermöglichen?

Dicht über dem Boden schoß der Schweber dahin. Auf den höheren Fahrebenen herrschte Verwirrung. Es kam zu Zusammenstößen, die allerdings von ungefährlicher Art waren, weil die Fahrzeuge ihre Geschwindigkeit drastisch vermindert hatten. Bulls Hochachtung Salov gegenüber wuchs. Es gehörte einiges dazu, das nahezu unstörbare Funkleitsystem aus dem Gleichgewicht zu bringen.

Die Häuserwände zu beiden Seiten der Straße blieben zurück. Der Platz war erreicht. Die qualmenden Trümmer eines kleinen Schwebers lagen am Boden. Das Fahrzeug mußte explodiert sein; seine Aufbauten waren eine zerknüllte Masse schwarzen, zur Hälfte geschmolzenen Polymermetalls. Das war der Blitz gewesen, den sie gesehen hatten.

Bull schaute sich um. Kuursen Ton war knapp dreißig Meter hinter ihm. Bull hielt geradewegs auf den Platz hinaus. Von rechts kam ein großer Transporter herangetaumelt. Er schien außer Kontrolle zu sein. Einen Augenblick lang befürchtete Bull eine Karambolage. Dann sah er, daß der Transporter etliche Meter hinter ihm seine Bahn

kreuzen würde. Über Funk hörte er Kuursen Ton mit schriller Stimme einen singenden Entsetzensschrei ausstoßen.

„Weich aus, du Narr! Wir sind...“

Es gab einen Krach. Die beiden Fahrzeuge waren zusammengestoßen. Kuursen Ton hatte im letzten Augenblick die Geschwindigkeit verringern können. Der Schweber und der Transporter gingen zu Boden. Bull sah, wie sich an dem Schweber die Luke öffnete und der Schiedsrichter herausgestürmt kam, vor Entrüstung mit allen zwölf Tentakeln wedelnd.

„Wir sind am Ziel“, sagte Jo Polynaise ruhig.

Unmittelbar vor ihnen, dicht über dem Boden, schwebte ein langgestrecktes Fahrzeug, auf dessen Rumpfverkleidung das Symbol des Dritten Weges prangte: Ein gleichseitiges Dreieck mit drei Pfeilen, die aus dem Mittelpunkt zu den drei Ecken wiesen. Das Zeichen leuchtete in grüner Farbe. Reginald Bull brachte den Schweber zu Boden. Sekunden später hatten er und sein Begleiter das Fahrzeug verlassen. Der langgestreckte Gleiter hatte ebenfalls aufgesetzt. Eine Öffnung entstand in der Seitenwand. Jo Polynaise schnellte sich hindurch. Bull nahm sich Zeit für einen letzten Rundblick. Kuursen Ton war nirgendwo zu sehen. Der gelandete Schweber und die beiden Fahrzeugkörper am Ort der Kollision versperrten ihm den Blick. Bull ging an Bord des Gleiters. Salov saß am Steuer.

„Willkommen“, sagte er einfach.

Bull dagegen konnte nicht anders: Er mußte seiner Begeisterung freien Lauf lassen.

„Das war großartig inszeniert!“ rief er.

\*

Der Gleiter wandte sich nach Osten. Salov fädelte sich in das Funkleitnetz ein und gewann eine Ausfallstraße, von der aus er zu einer der Flugebenen für den stadtüberquerenden Verkehr emporstieg.

Das Fahrzeug war spartanisch eingerichtet. Es enthielt eine Reihe primitiver Sitzbänke, die insgesamt zwanzig Fahrgästen Platz geboten hätten. Das Kommunikationsgerät war auf eine Nachrichtenstation justiert. Es gab einen Bericht über den vorübergehenden Ausfall des Funkleitsystems im Bereich Platz der Dreizehn Krieger. Bull hörte aufmerksam zu. Ein explodierendes Fahrzeug hatte den Ausfall verursacht. In der entstehenden Verwirrung war es zu zahlreichen Kollisionen gekommen. Personenschaden war nicht entstanden, dafür ein erheblicher Betrag an Sachschaden. Auch der allseits bekannte Schiedsrichter Kuursen Ton sei mit seinem Sehweber in die Serie von Unfällen verwickelt gewesen, wußte der Sprecher zu berichten.

„Kein Wort davon, daß wir ihm durch die Lappen gegangen sind“, sagte Bull.

„Davon bekommt die Öffentlichkeit nichts zu hören“, klärte Salov ihn auf. „Es ist Kuursen Ton peinlich genug, daß ihm so etwas passieren konnte. Er ist ein wichtiger Mann, einer der obersten in der Hierarchie von Mardakaan. Er kann Nachrichten lancieren und unterdrücken, wie es ihm beliebt. Seine Hauptsorge im Augenblick wird sein, wie er sich Graucum gegenüber rechtfertigt.“

In der Luft blitzten rote und grüne Markierungen. Der Gleiter näherte sich der Wand der Energiekuppel, die die Stadt einschloß. Die blitzenden Lichter markierten einen der Korridore, die zu Stellen führten, an denen sich vor dem herangleitenden Fahrzeug eine Strukturlücke öffnen würde.

„Was ist dein Plan?“ fragte Reginald Bull.

„Mein Plan reicht nur ein paar Minuten weit“, antwortete Salov. „Es ist möglich, daß dieses Fahrzeug am Platz der Dreizehn Krieger beobachtet wurde. Deswegen müssen wir uns so schnell wie möglich von ihm trennen. Ich habe eine kleine Gruppe von Spezialisten

zusammengestellt, die bereit sind, dich zur Hohen Schule zu begleiten. Die Gruppe wartet unmittelbar außerhalb der Stadt an einem Ort, an dem sich der Gleiter gut verstecken läßt. Bis dahin reicht meine Planung. Alles Weitere ist dir überlassen.“

Er warf Bull einen kurzen, prüfenden Blick zu.

„Ich sehe, du bist ohne Gepäck, dafür mit einem Begleiter gekommen“, sagte er.

„Was ich brauche, trage ich an mir“, erklärte Bull und klopfte auf die Taschen seiner Kombination. „Und Jo ist der Experte unter den Experten. Wenn es rings um die Upanishad Hindernisse geht, wird er sie aus dem Weg räumen.“

Das Land unter dem Gleiter bestand aus Geröllebenen und flachen Höhenzügen. Mardakaan war von Natur aus eine Wüstenwelt. Nur dort, wo die Planform-Architekten am Werk waren, gab es Vegetation, Flüsse, Seen und ausgeprägte Gebirgsstöcke. Salov hielt auf eine der steinigen Hügelketten zu. Er glitt in geringer Höhe über die Kuppe hinweg und schwenkte in ein flaches Tal ein. Dessen Verlauf folgend, gelangte er nach kurzer Zeit an eine Felsformation, die sich weit in den Talgrund hinaus vorschob. Zwischen zwei einzeln stehenden Felsblöcken war undeutlich der Eingang einer Höhle zu sehen. Diesen steuerte Salov an.

Der Anblick, der sich Reginald Bull bot, nachdem sie den Höhlenmund passiert hatten, gab Anlaß zum Staunen. Ein mächtiger Hohlraum bildete das Innere des Felsmassivs. In einem Rund von gut achtzig Metern Durchmesser standen mehr als ein Dutzend Fahrzeuge unterschiedlicher Größe und Typenklasse. Eine kräftige Heliolampe strahlte von der dreißig Meter hohen Decke und füllte den Höhlenraum mit tagesgleicher Helligkeit. Von der Besatzung des Höhlenstützpunkts war nichts zu sehen. Bis auf die Fahrzeuge schien die Felsenhalle verlassen.

„Das scheint mir ein unverhältnismäßig großer Aufwand für eine Expedition zum Nordpol“, bemerkte Bull, während Salov zur Landung anschwiebte.

Dessen dünner Mund zog sich noch mehr in die Breite. Hörbar amüsiert, antwortete Salov:

„Sorge dich nicht. Deine Expedition kommt mit einem einzigen Fahrzeug aus. Die Höhle ist ein Sammelpunkt, an dem wir einen Teil unseres Geräts unterbringen.“

Bull atmete auf, und Salov fuhr nach kurzer Pause fort:

„Du machst dir Sorge, daß die Sache zu teuer wird, nicht wahr?“

Bull nickte.

„Die Frage, wie viel das alles kostet, ist mir durch den Kopf gegangen“, gab er zu. „Die Mittel, die mir zur Verfügung stehen, sind nicht unbegrenzt. Außerdem bin ich der Ansicht, daß beim Vorstoß zum Nordpol ein kleiner, unauffälliger Trupp mehr Aussicht auf Erfolg hat als ein umfangreiches Expeditionskorps.“

„Mach dir keine Sorge“, beruhigte ihn Salov. „Du bekommst genau die Truppe, die du dir wünschst. Und zu teuer werde ich es dir auch nicht machen.“

\*

Im Hintergrund der Höhle, an den großen Hangar angrenzend, lagen zahlreiche kleinere Räume, die für die Unterbringung der Besatzung des unterirdischen Stützpunkts gedacht waren. Je mehr Reginald Bull von der Einrichtung der Anlage inmitten des Felsmassivs zu sehen bekam, desto deutlicher wurde ihm, daß Salov keineswegs ein dahergelaufener Geschäftemacher war, der sein Geld damit verdiente, daß er wahllos Fremde aufgriff und ihnen illegale Dienstleistungen vermittelte. Hier existierte offenbar eine mit großem Organisationstalent aufgezogene und bedeutenden Mitteln ausgestattete Untergrundorganisation, in der Salov eine wichtige, wenn nicht gar die tonangebende Rolle spielte.

Die Einrichtung der Unterkünfte war gediegen und behaglich. Sie variierte von Raum zu Raum; die Räume selbst waren in Größe und Form einer vom ändern verschieden. Das alles gab Aufschluß darüber, daß Salovs Organisation sich aus den Mitgliedern verschiedener Spezies zusammensetzte.

In einem dieser Räume hatte Reginald Bull während der vergangenen Stunden Auslese gehalten. Eines nach dem ändern waren ihm die Wesen vorgestellt worden, von denen Salov meinte, daß sie ihm bei seinem Vorhaben von Nutzen sein könnten. Bull hatte sich mit ihnen unterhalten, hatte sich ihre Fähigkeiten demonstrieren lassen - und dann seine Wahl getroffen. Viel war nicht übriggeblieben von Salovs umfangreichem und vielfältigem Angebot:

Twik, der Ulupho, und Chimba, der Droide.

Twik kauerte auf dem Tisch, ein struppiges, schwarzbraunes Pelzknäuel. Auch jetzt, im grellen Schein der künstlichen Beleuchtung, ließ sich nicht erkennen, wieviel Gliedmaßen er besaß. Die Art, wie er sich bewegte, deutete darauf hin, daß er wenigstens sechs Füße zur Fortbewegung benutzte. Er war überaus flink. Wenn er von einer Seite des Tisches zur anderen rannte, sah es aus, als schösse eine Kanonenkugel durch den Raum. Merkwürdig stach das helle, fast weiße Gesichtchen mit der rüsselförmigen Schnauze gegen die dunkle Haarpracht ab. Die dunklen Knopfaugen blickten wach und intelligent. Mit erstaunlich kräftiger Stimme brachte das fremdartige Wesen hervor:

„Du wirst es nicht bereuen, mich ausgewählt zu haben, Vironaut. Wir Ulupho, besonders die Movari und in allererster Linie die von der Sippe Tantos, sind tapfer und treu. Unser Mut kennt keine Grenzen, und in unseren zierlichen Körpern wohnen Kräfte, die die Welt aus den Angeln heben können.“

Es war jedoch ein ganz anderer Grund, weswegen Reginald Bulls Wahl auf den Ulupho gefallen war. Twik hatte sich gerühmt, gewisse parapsychische Fähigkeiten zu besitzen. Er war wissenschaftlich nicht geschult; deswegen hatte er nicht besonders klar ausdrücken können, welcher Art seine Begabung sei. Er hatte ein Gehabe an sich, das ohne weiteres als großsprecherisch bezeichnet werden konnte. Deswegen hatte Bull seinen Beteuerungen zunächst mißtrauisch gegenübergestanden. Aber Twik hatte ihn überzeugt, ohne es eigentlich zu wollen. Während der Unterhaltung war Jo Polynaise eingetreten. Bull hatte ihn begrüßt und dem Ulupho vorgestellt. Nachdenklich hatte Twik zu dem Hünen aufgeblickt und ihn in eigenartigem Tonfall gefragt:

„Bist du sicher, daß du alleine bist?“

Jo hatte daraufhin gelacht und gemeint:

„Falls sich nicht mein alter ego hier irgendwo als Gespenst herumtreibt - gewiß doch.“

Und Twik hatte, wobei er die Schnauze auf ganz merkwürdige Weise verzog, vor sich hin gemurmelt:

„Seltsam. Ich hätte geschworen, ihr waret drei.“

Davon hatte Bull sich überzeugen lassen. Die Bewußtseine der beiden Siganesen, die sich in Jo Polynaises Leib aufhielten, waren dem psionischen Spürsinn des Ulupho nicht entgangen.

Chimba dagegen war ein ganz und gar handgreifliches Geschöpf. Sein Bewußtsein und gewisse Teile seines Körpers waren die eines Nyundo. Die Nyundo waren, so hörte man von Chimba, ein ehrwürdiges, altes Volk mit hochentwickelter Zivilisation, dessen Stammwelt irgendwo nahe dem Zentrum der Galaxis Siom Som, im Bereich der Heraldischen Tore, lag. Im Dienst des Ewigen Kriegers hatte Chimba sich zahlreiche Verletzungen zugezogen, die letzte davon so schwer, daß er nur mit Hilfe eines synthetischen Ersatzkörpers weiterzuleben vermochte. Anstatt sich von der Trostlosigkeit seines Geschicks niederdrücken zu lassen, hatte er aus einer verfahrenen Situation das Beste gemacht. Er hatte Wert darauf gelegt, daß nur die wertvollsten Materialien, nur die

ausgefertigten Mechanismen zur Stützung seines maltraktierten Körpers verwendet wurden. Er hatte es auch nicht bei der ersten, lebensrettenden Operation bewenden lassen. Er war Stammkunde geworden bei etlichen Spezialisten, die sich mit der Rekonstitution lebensunfähiger Leiber befaßten, und bei jeder Gelegenheit hatte er sich ein neues Gerät, eine weitere Funktion in den Rumpf operieren lassen. Im Lauf der Jahre war er zum wandelnden Werkzeugkasten geworden, einem Roboter weitaus ähnlicher als einem organischen Wesen. Er sah aus wie eine surrealistische Skulptur, zusammengesetzt aus Dutzenden von Kästen und Kästchen, Behältern, Schalen, Scheiben, Antennen und Kristallfragmenten. Irgendwo aus dem Durcheinander lugte ein großes, blaues Auge hervor, eines der wenigen noch übriggebliebenen Originalbestandteile des Nyundo-Körpers. Chimba hatte einst drei Augen besessen; zwei waren ihm abhanden gekommen.

Aber im Innern des zirka anderthalb Meter hohen Gerätehaufens, der sich auf unsichtbaren Extremitäten bewegte, hin und wieder auch den Boden verließ und schwerelos durch die Luft glitt, pochte ein organisches Bewußtsein. Chimba artikulierte sich mit Hilfe einer Sammlung von Synthesizern. Es geschah selten, daß er zwei Sätze mit derselben Stimme sprach. Die Synthesizer-Ausgänge waren über den ganzen Körper verteilt. Man wußte nie im voraus, woher Chimbas Stimme kam.

Im Gegensatz zu Twik war Chimba ein überaus bescheidener Charakter.

„Ich weiß nicht, was du mit mir Blechkasten anfangen willst“, sagte er, als Bull ihm seine Entscheidung mitteilte. „Aber ich werde mir auf jeden Fall Mühe geben, dir nützlich zu sein.“

Später betrat Salov den Raum. Er sah sich um. Ein amüsiertes Grinsen huschte über sein knochiges Gesicht.

„Ich sehe, du hältst nicht viel von einem umfangreichen Troß“, sagte er. „Ich muß sagen: Ich an deiner Stelle hätte mich ebenso entschlossen.“

Ein Fahrzeug hatte Bull sich inzwischen ausgesucht. Geräte, die er für wichtig hielt, entnahm er einem umfangreichen und bestens ausgestatteten Lager. Für Jo Polynaise und sich selbst wählte er je eine mit Antigrav und Feldschirmgenerator ausgestattete Einsatzmontur. Viel lieber hätte er seinen SERUN getragen; aber der war in dem Haus im Park zurückgeblieben. Was hätte Kuursen Ton wohl dazu gesagt, wenn er zum Besuch der Galerie der Dreizehn Krieger mit seinem Überlebenssystem angetreten wäre?

Nachdem die Vorräte ins Fahrzeug geladen waren, wandte Bull sich an Salov.

„Ich möchte mit dir abrechnen“, sagte er. „Wie viel schulde ich dir?“

Salov nannte einen Preis, dessen Geringfügigkeit Bull überraschte. Er musterte den Mann mit dem knöchernen Gesicht.

„Du gibst mir manches Rätsel auf“, bemerkte er. „Du hast mir, dem Fremden, bessere Dienste geleistet, als mancher Freund es hätte tun können. Ich will dich nicht übervorteilen und bitte dich, deine Forderung zu verdoppeln. Ich sehe Dinge, die mich ahnen lassen, daß du einer planetenweiten Organisation angehörst, die der mardakaanschen Obrigkeit nicht freundlich gesinnt ist. Du weißt, daß auch ich mit den Behörden nicht im besten Einvernehmen lebe. Wir ziehen also beide am selben Strang. Nimm mein Geld, und sag mir, wer du wirklich bist.“

Salov kniff die Lippen zusammen, so daß sein Mund fast vollends verschwand. Dann sagte er:

„Komm mit mir. Ich will dir's erzählen.“

\*

Sie schritten einen kahlen, hell beleuchteten Korridor entlang, der auf einen Antigravschacht mündete. Eine Schwebplatte trug sie in gemächlicher Fahrt nach oben. Es wurde nicht gesprochen. Der Schacht mündete auf ein kleines Plateau, das auf drei Seiten von hoch aufragenden Felsen eingeschlossen war. Nur nach Süden ging der Blick frei über das öde, felsige Land. Über dem Horizont, wie ein Dom in den dunklen, violettbraunen Himmel emporragend, stand eine Glocke diffusen Lichts: der Widerschein der Stadt Mardakka. Die Sonne D'haan war nach Westen gewandert und ließ nur noch den obersten Rand ihrer Scheibe über der Kimmung sehen. Die Nacht war nur noch ein paar Stunden entfernt.

Sie hockten sich auf den kalten, felsigen Boden. Reginald Bull fröstelte in der kühlen, dünnen Luft. Etwas Kleines, Metallisches schoß durch die Luft, blinkte rötlich im Gegenlicht der Sonne und war wieder verschwunden.

„Eine Sonde“, sagte Salov. „Sie suchen nach dir.“

D'haan wanderte weiter. Mit jedem Grad, das sie am Horizont entlangglitt, sank ihre Scheibe um ein Haarbreit tiefer. Reginald Bull störte die Stille nicht. Er spürte, wie es in Salov arbeitete. Die Geschichte, die er zu hören bekommen würde, war keine alltägliche.

„Gavron nennen wir uns“, begann der Knochengesichtige schließlich. „Gavron, das Seiende, das Wesen. Unser Volk wuchs auf in dem Glauben, es sei der Mittelpunkt des Universums. Jedes Volk, glaube ich, wächst so heran. Die Gavron entwickelten eine technologische Zivilisation. Sie lernten Raumschiffe bauen und die Planeten in der Umgebung ihrer Heimatwelt anfliegen. Damals müssen ihnen erste Zweifel gekommen sein, ob sie wirklich die einzigen Vernunftbegabten in der Weite des Alls seien.

Den Zweifeln brauchten sie nicht lange nachzuhängen. Eines Tages landete ein fremdes Raumschiff auf Gavron. Exotische Gestalten kamen daraus hervor und verkündeten den Gavron, ihre Welt gehöre von nun an dem Ewigen Krieger Nakhudor. Was ich dir bisher erzählt habe, spielte sich vor vielen tausend Jahren ab. Nakhudor, nehme ich an, war Ijarkors Vorläufer.

Es ist schwierig, ein Volk als Ganzes zu charakterisieren. Aber wenn den Gavron überhaupt ein Zug anhaftet, der allen gemeinsam ist, dann kann es nur die Liebe zur Unabhängigkeit sein, zur Selbstständigkeit. In dieser Liebe sind sie starrsinnig.

Sie machten Nakhudors Abgesandten mit unzweideutigen Worten klar, wohin der Ewige Krieger seine Ambitionen stecken solle. Die Gesandten reisten wieder ab, und der Fall schien erledigt. Ein paar Jahre später aber erschien Nakhudor mit einer riesigen Flotte über Gavron. Er bombardierte den Planeten. Zwei Drittel der planetarischen Bevölkerung fanden damals den Tod. Danach ließ Nakhudor seine Soldaten abregnen, und bis auf den heutigen Tag wird Gavron von einem Militärgouverneur regiert, der seine Anweisungen direkt von dem Ewigen Krieger erhält.

Hartnäckig und verbissen, wie wir waren, erschienen wir Nakhudor - und später Ijarkor - als brauchbares Material. Sei es, daß er uns zum Dienst in seinem Troß zwang oder die Fähigsten unter uns zum Besuch der nächsten Upanishad abkommandierte, sei es, daß er bei Nacht und Nebel Gavron aufgreifen ließ, die er für eines seiner wahnsinnigen Spiele brauchte. Das Spiel des Lebens, mußt du wissen, ist nur eines von ihnen. Es gibt ein halbes Hundert ähnliche. Sie werden hier und dort auf den Welten dieser Galaxis abgehalten und dienen allesamt dem Zweck, dem Krieger Soldaten für seinen Troß oder Schüler für seine Heldenschulen zu beschaffen.

Ich mache jetzt einen Sprung über mehrere Jahrtausende. Ich war noch nicht ganz ein Erwachsener, als Ijarkors Häscher kamen, um meinen älteren Bruder und den Bruder meines Vaters zu holen. Wir erfuhren, daß sie nach Mardakaan geschleppt worden seien, um sich dort im Spiel des Lebens zu bewähren, wie man sagte. Ich war zornig. Ich faßte einen Entschluß. Ich würde nach Mardakaan gehen und dort mit dem Ewigen Krieger

kämpfen. Ich würde den Bruder meines Vaters und meinen eigenen Bruder befreien und sie zurückholen nach Gavvr. Dem Ewigen Krieger aber würde ich eine Lektion erteilen, die ihn für alle Zeiten lehren sollte, uns Gavvron in Ruhe zu lassen.

Ungestüm und unbelastet von aller Logik denkt die Jugend. Ich kam nach Mardakaan und stellte fest, daß das Universum außerhalb Gavvr ganz anders war, als ich es mir ausgemalt hatte. Niemand beachtete mich. Ich konnte mir noch so oft gegen die Brust trommeln und aus voller Lunge schreien: Ijarkor, ich fordere dich heraus! Niemand nahm mich ernst.

Immerhin sprach man in Mardakka von dem Narren, der durch die Straßen zog und den Ewigen Krieger zum Zweikampf herausforderte. Und eines Tages stellte sich mir ein Wesen in den Weg, das in einen stachelbewehrten Panzer gekleidet war. Es trug einen Helm, der vorne mit Gitterstäben verkleidet war, und hinter den Stäben leuchteten zwei grüne Punkte wie Augen..."

„Ein Elfahder“, sagte Bull.

„Ja, ein Elfahder. Er sagte, der Ewige Krieger hätte keine Zeit, sich um einen Toren wie mich zu kümmern, und ob ich an seiner Statt mit ihm kämpfen wolle. Selbstverständlich nahm ich an.“

Salov schwieg eine Zeitlang. In seinem sonst so starren Gesicht hatte es zu arbeiten begonnen. Die Erinnerung machte ihm zu schaffen.

„Der Kampf dauerte mehrere Stunden“, fuhr er schließlich fort. „Nicht weil ich so gewandt und kräftig war, sondern weil der Elfahder sich vorgenommen hatte, meinen Stolz Stück um Stück auseinander zu nehmen. Er trieb mich bis an den Rand des Todes; dann ließ er von mir ab. Ich brauchte Monate, um wieder auf die Beine zu kommen, und in diesen Monaten formte sich in meinem Bewußtsein ein Bild des Universums, wie es wirklich war.

Die Macht der Ewigen Krieger war, verglichen mit dem, was die Gavvron zu bieten hatten, unendlich. Wenn sie überhaupt gebrochen werden konnte, dann würde dies ein Prozeß sein, der die Kräfte vieler Völker benötigte und sich über Jahrhunderte erstreckte. Ich allein konnte überhaupt nichts ausrichten. Mir war am besten damit geraten, daß ich mich von jetzt an nur noch um die Angelegenheit kümmerte, deretwegen ich nach Mardakaan gekommen war.

Ich suchte nach meinem Bruder und meines Vaters Bruder und fand sie unter den Sklaven, die für die Planform-Architekten Frondienste verrichteten. Sie hatten an einem Spiel des Lebens teilgenommen und verloren. Sie hatten sich auch störrisch betragen und des öfteren gegen die Gesetze des Kodes verstößen. Dafür hatten sie nun ein Mardakaan-Jahr lang den Architekten zu dienen. Die Welt der Sklaven war die Hölle. Für ihre Dienste bezahlten ihnen die Architekten einen lächerlichen Lohn, der nicht einmal zum Stillen des Hungers reichte. Die Fronarbeiter lebten in Höhlen. Sie froren durch die kalten Nächte; denn angemessene Kleidung war viel zu teuer, als daß sie sie sich hätten leisten können. Sie arbeiteten fünfzehn Stunden unter härtesten Bedingungen, dann hatten sie fünf Stunden Ruhe. Mein Bruder und mein Vatersbruder waren zu Skeletten abgemagert, als ich sie fand. Die Architekten kümmerten sich nicht um ihre Sklaven. Wozu sollten sie auch? Es gab ihrer genug. Die Fronarbeiter starben wie die Fliegen; aber für jeden, der tot umfiel, wurde ein neuer geliefert.

Es gelang mir, den Bruder meines Vaters zu befreien. Er war auf den Tod krank. Wir waren unterwegs nach Mardakka, als ich merkte, daß es mit ihm zu Ende ging. Ich landete hier zwischen den Felsen. Dort, wo du jetzt sitzt, hockte ich und hielt den Sterbenden in den Armen. Er starb friedlich. Aber er nahm mir das Versprechen ab, daß ich mich um die Fronarbeiter kümmern werde. Ich verbrannte die Leiche, wie es die Sitte der Gavvron verlangt. Der Ort ist mir seitdem heilig.

Meinem Bruder konnte ich nicht helfen. Ich lieferte ihm heimlich Proviant und Kleider, auch den anderen Mitgliedern des Trupps, zu dem er gehörte. Er leistete seinen Frondienst ab, und als er freikam, kehrte er nicht nach Gavvr zurück, sondern blieb auf Mardakaan, um mir zu helfen.

Ich hatte nämlich inzwischen erfahren, daß bei den Wetten, die man auf die Spiele des Lebens abschließt, Milliardensummen umgesetzt werden. Die Fronarbeiter haben des öfteren Kontakt mit Teilnehmern des Spiels, wenn diese kommen, um sich eine bestimmte Bühne, ein für sie interessantes Szenario anzusehen. Ich vertiefte mich in die Technik des Wettsens und erkannte rasch, daß es zahlreiche Möglichkeiten gab, die Spielchancen zu beeinflussen. Die Kämpfer, die sich an den Spielen beteiligten, sind keineswegs alle bis zum Scheitel hinauf mit den Lehren des Kodex angefüllt. Viele kämpfen, um Geld zu verdienen. Mit Geld kann man sie locken. Man kann sie veranlassen, im entscheidenden Augenblick zu versagen oder sich kodexwidrig zu verhalten - mit anderen Worten: das Spiel zu *werfen*. Zwar laufen sie dann Gefahr, ein Mardakaan-Jahr lang Frondienst leisten zu müssen; aber wen kümmert das schon, wenn sie nur genug Geld an der Sache verdienen?

Ich gründete eine Organisation: die Gilde der Spielmacher. Meine Mitarbeiter waren die Sklaven der Architekten. Wir warfen das Spiel, wo immer sich uns eine Möglichkeit bot, und kassierten Außenseiterquoten von den Wetten, die wir abgeschlossen hatten. Wir scheffelten Geld, und jeder Norkys kam den Fronarbeitern zugute, wie ich es meinem Vatersbruder versprochen hatte. Auf einmal brauchten die Sklaven nicht mehr wie Tiere zu leben. Sie hatten behagliche Unterkünfte. Es gab genug zu essen, auch an Kleidung mangelte es nicht. Manch einer nahm im Spiel des Lebens eine vermeidbare Niederlage in Kauf, weil es ihm unter den Fronarbeitern weitaus besser ergehen würde, als er es je zuvor im Leben gehabt hatte.

Natürlich wurden die Behörden mißtrauisch und begannen uns nachzustellen. Aber mit den Behörden ist es ein merkwürdiges Ding. Jedes Amt besteht aus Individuen, Ophalern zumeist, und auch die Ophaler sind dem Geld nicht abhold. Schon mancher hohe Beamte hat einen Geheimtipp von uns erhalten, der ihn über Nacht reich machte. Natürlich hat er kein Interesse daran, uns das Handwerk zu legen. Im Gegenteil: Wann immer uns Gefahr droht - von jenen, die dem Kodex wahrhaft treu sind und sich vom Geld nicht locken lassen -, wird er uns eine Warnung zukommen lassen, damit wir rechtzeitig alles in Ordnung bringen können.“

Salov stand auf und trat nach vorne bis zu der Felskante, jenseits deren es steil in die Tiefe ging. Ein dünnes Lächeln spielte auf seinem Gesicht.

„Und plötzlich werden die alten Träume wieder wach“, fuhr er fort. „Seit knapp zwei Mardakaan-Jahren gibt es die Gilde der Spielmacher. Heute habe ich eine Organisation, mit der ich dem Panish Panisha den Krieg ansagen könnte. Ich könnte Ijarkor diese Welt fortnehmen. Ich habe die Macht, die Ophaler davonzujagen und die Planform-Architekten zum Teufel zu schicken.“

Es ist ein süßer Traum, und manchmal kostet es mich Kraft, seiner Verlockung zu widerstehen. Was hätte ich davon, wenn ich Mardakaan befreite? Der Krieger Ijarkor käme mit einer Armada und fegte mich davon. Nein, ich muß noch warten. Auf Hunderten von Welten müssen Organisationen wie die Gilde der Spielmacher entstehen. Auf Tausenden von Planeten muß gepredigt werden, daß das vernunftbegabte Wesen von Natur aus frei ist und sich weder dem Kodex noch sonst irgendeiner Lehre zu beugen braucht, die ihm nicht genehm ist.

Dann, wenn das getan ist, kommt vielleicht der Augenblick, in dem wir losschlagen können.“

Er wandte sich um und trat auf Reginald Bull zu.

„Du bist ein Gleichgesinnter, ein Bruder“, sagte er. „Du machst deine eigenen Pläne und kümmert dich nicht um das, was der Krieger und seine Handlanger sagen. Deswegen will ich dir helfen. Verlange nicht, daß ich mehr berechne. Was du tust, tust du im Geist und im Sinn der Freiheit. Ich wäre ein erbärmlicher Krämer, wollte ich an deinem Unternehmen Geld verdienen.“

#### 4.

Miinen Dei, der Spielleiter, ließ den Blick das hohe, weite Videofeld entlangwandern. Das Farbenspiel der Organtrauben zu beiden Seiten seines eiförmigen Schädels verriet Wohlgefallen. Er sah schroffe Bergwände, gekrönt von Gipfeln, die so weit in die Höhe ragten, daß selbst die Sonne der Tropen den Schnee auf ihren Kuppen nicht zu schmelzen vermochte. Er sah tief eingeschnittene, schluchtähnliche Täler, durch die tosende Gebirgswasser sich ungestüm einen Weg bahnten. Er sah das verfilzte Dickicht des Dschungels, das sich an den Talhängen emporzog, und die beiden Ebenen - eine diesseits, die andere jenseits des Gebirges, von dichter, dampfender Vegetation bedeckt und von breiten, tragen Strömen durchzogen, die sich um den Fuß der Berge herum dem Meer zuwälzten. Er sah die glitzernde Fläche des Meeres, weit drüben im Osten, und wenn er die Phantasie anstrengte, dann konnte er sogar die fünf Schiffe erblicken, mit denen Admiral Belisar vom fernen Ostkontinent anrückte, um das fruchtbare Tropenland für seinen König zu erobern.

Diesseits des Gebirges, auf einer Halbinsel, die die weit ausholende Schleife eines Stromes bildete, lag die Stadt Ma Lua, in der Fürst Ebhonor residierte. Aufregung herrschte in Ma Lua, denn es war bekannt geworden, daß Belisar sich näherte. Ebhonor hatte Boten weithin durch das Waldland geschickt und seine Waffenträger zum Kampf gerufen. Belisar war ihm kein Unbekannter. Er war ihm schon einmal begegnet und hatte ihn und seine Schergen mit blutigen Schädeln von den Gestaden des heiligen Landes Atahau vertrieben. Wenn Belisar jetzt zurückkehrte, dann kam er mit Kräften, mit denen er sich gegen Ebhonor durchsetzen zu können glaubte. Der Fürst wußte, daß ihm kein leichter Kampf bevorstand. An Bewaffnung und sonstiger Ausrüstung waren die Truppen des Admirals seinen Kriegern überlegen. Sie ritten auf Tieren, deren bloßer Anblick die Herzen der Atahau mit Schrecken erfüllten. Sie versandten Blitz und Donner aus langen Stöcken, die sie mit sich trugen, und wer von einer Blitzkugel getroffen wurde, den vermochten selbst die Künste des Oberschamanen nicht mehr zu retten.

Aber Ebhonor scheute den Kampf nicht. Durch den Wald hallten stromauf und stromab die Signaltrommeln. In Scharen strömten die Atahau-Krieger nach Ma Lua. In einer Hinsicht nämlich hatte Ebhonor den verfluchten Panieli gegenüber einen großen Vorteil: Für jeden Soldaten, den Belisar an Land setzte, konnte der Fürst ihm zwanzig Waffenträger entgegenwerfen.

Miinen Dei wackelte befriedigt mit dem Kopf; dann wandte er sich an Demeno Kai, den Plattform-Architekten.

„Ich muß dich loben“, sagte er. „Du hast gute Arbeit geleistet.“

„Eine Verschwendug von Genie“, klagte der Architekt, „an ein minderes Projekt. Es handelt sich nur um ein Vorspiel; aber du hast mich arbeiten lassen, als ging es um das größte aller großen Spiele selbst.“

„Besondere Umstände“, sang Miinen Dei beschwichtigend. Sein Blick streifte Kuursen Ton, den Schiedsrichter, der im Hintergrund stand und bisher noch keinen einzigen Laut zur Unterhaltung beigetragen hatte. „Immerhin haben wir es diesmal mit besonderen Kämpfern zu tun, und der Ewige Krieger selbst hat Anweisung erteilt, daß sie bis auf den Grund ihrer Seele zu prüfen sind. Wenn du meinst, ich hätte dir das Leben

schwergemacht, dann wünsche ich mir, du stündest nur einen halben Tag lang auf meinen Sohlen und müßtest dir anhören, was Graucum mir alles vorschwatzt.“

Demeno Kai gab einen melodischen Seufzer von sich und sagte:

„Nun gut, es ist überstanden. Ich freue mich, daß es dir gefällt. Jetzt kann ich ein paar Tage Ruhe einlegen, und dann geht es an die Konstruktion des Landes Huun.“

„An deiner Stelle würde ich mich nicht allzu lange ausruhen“, meldete sich da der Schiedsrichter zum ersten Mal zu Wort. „Ich fürchte, dieses Vorspiel wird rasch vorüber sein.“

„Oho!“ protestierte der Architekt. „Der Künstler braucht Entspannung, sonst kann er nicht fruchtbar arbeiten.“

„Eine interessante Ansicht, die du da vertrittst“, summte Mimen Dei. „Was veranlaßt dich, so zu denken?“

Kuursen Ton war düsterer Stimmung.

„Ich kenne die verdammten Vironauten“, knurrte er in tiefstem Baß. „Sie sind anders als die Kämpfer, mit denen wir es sonst zu tun haben. Zwei von ihnen tragen die Faust des Kriegers; aber das Bekenntnis zu den Lehren des Kodex tragen sie nur auf den Lippen, nicht im Herzen. Diese zwei sind es, die wir hier zu prüfen haben. Ich fürchte, sie werden uns eine Reihe von Überraschungen servieren.“

Mit drei Tentakeln machte Demeno Kai eine geringschätzige Geste.

„Du überschätzt die Fremden“, sagte er leichthin. „Dir rumort das Unglück mit dem Kerl, der dir entkommen ist, noch in der Seele. Wenn du besser aufgepaßt hättest...“

„Schluß jetzt!“ Miinen Deis Stimme klang wie eine Posaune. „Das sind nutzlose Worte. Der Fremde entgeht uns nicht. Kuursen Ton hat Unglück gehabt, Schuld trifft ihn jedoch nicht.“

Er wandte sich an den Schiedsrichter.

„Wir werden sehen, ob deine Vorhersage eintrifft. In der Zwischenzeit, hoffe ich, wirst du deine Aufgabe versehen, wie der Ewige Krieger es von dir erwartet: unparteiisch und getreu den Gesetzen des Kodex. Das unglückliche Erlebnis mit dem Fremden wird dein Urteilsvermögen nicht trüben.“

„Auf keinen Fall“, versicherte der Schiedsrichter.

„Nun denn - wann können wir anfangen?“

Kuursen Ton gab einen hellen, singenden Ton von sich. Das Bild wechselte. Es zeigte eine große, von gedämpftem Licht erfüllte Halle, in der sich Hunderte von Ophalern zusammengefunden hatten. Sie saßen in Kreisen, deren jeder von 64 Personen gebildet wurde.

„Die Sänger sind bereit“, sagte der Schiedsrichter.

„Dann gib ihnen das Zeichen“, trug Miinen Dei ihm auf. „Wir wollen beginnen.“

\*

Tomkan und Veedro hatten sie dreitausend Kilometer nördlich der Stadt auf einem Felsplateau abgesetzt. Einen Informationskubus hatten sie ihnen zurückgelassen, von dem sie sich erklären lassen sollten, wie die Spiele abliefen und welche Regeln ihnen zugrunde lagen.

„Hört und seht euch das an“, hatte Veedro gesagt. „Die Informationen sind allgemeiner Art. Auf das Spiel selbst werdet ihr zum gegebenen Zeitpunkt eingestimmt, so daß ihr genau wißt, was ihr zu tun und zu lassen habt.“

Dann waren die beiden Unparteiischen davongeflogen. Auf Roi Dantons Frage, wann das Spiel beginne, hatten sie nur geantwortet:

„Bald.“

Der Kubus sprach von pseudomateriellen, psionischen Strukturen, aus denen die Bühne des Spiels aufbereitet war. Er wies darauf hin, daß jedem Spieler die Einzelheiten der Bühne als pure Wirklichkeit erscheinen würden. Auch die Gefahren, die den Spieler erwarteten, waren durchaus real. In der Tat, betonte der Kubus, war es möglich, inmitten des aus halluzinativen Elementen zusammengesetzten Szenarios eines ganz und gar wirklichen Todes zu sterben.

Jeder Spieler, so erläuterte der Lehrtext, erhielt eine bestimmte Aufgabe. Erfüllte er sie, so war er ein Gewinner. Versagte er, so hatte er verloren und damit sein Recht auf weitere Teilnahme am Spiel des Lebens verwirkt. Der Spielleiter und der Schiedsrichter bestimmten dann, was weiter mit ihm zu geschehen hatte.

Aber Erfolg und Mißerfolg waren nicht die einzigen Beurteilungskriterien. Im Verlauf des Spieles verteilte der Schiedsrichter positive und negative Punkte, je nachdem, wie eng das Verhalten des Spielers sich an die Gesetze des Kodex lehnte. Die ehernen Gebote des Kodex waren: Gehorsam, Ehre, Kampf. Je mehr der Spieler sich von diesen Geboten leiten ließ, desto mehr positive Punkte wurden ihm vom Schiedsrichter zugeteilt.

Diesen Bestandteil der Spielregel wiederholte der Kubus mehrere Mal. Er ließ keinen Zweifel daran, daß kodexgetreues Verhalten fast ebenso wichtig war wie die Lösung der gestellten Aufgabe.

Zum Schluß des Lehrtextes wurden in einer Reihe rasch aufeinanderfolgender Holoramen etliche Szenen vergangener Spiele gezeigt. Es ging dabei ausschließlich um Kampf: einer gegen den andern, Gruppe gegen Gruppe, Heer gegen Heer. Nirgendwo zeigte sich die Eingleisigkeit des Konzepts zum Permanenten Konflikt eindeutiger als in diesen Bildern. Die eigentlichen Kämpfer waren optisch markiert. Was sonst noch auf dem Schlachtfeld umhertobte, waren Statisten, psionische Projektionen, deren Funktion es war, die Pseudo-Wirklichkeit des Spiels zu stützen.

Die Sendung endete schließlich, und wie zum Hohn entpuppte sich auch der Informationskubus zu guter Letzt als Produkt einer anderen Realität. Er verschwand.

Roi Danton blickte an seiner Kombination hinab, als wolle er sich ihre Einzelheiten noch einmal einprägen, bevor sie ihm abhanden kam. Die Szenen, die er gesehen hatte, waren zum größten Teil in einer prätechnischen Epoche angesiedelt. Raumfahrer mit Schutzmonturen und Desintegratoren im Gürtel hatten beim Spiel des Lebens nichts zu suchen. Er fuhr mit den Fingerspitzen über die metallene Hülle des Handschuhs, dessen Besitz ihm den Status eines Privilegierten vermittelte. Dort, wo er hinzugehen sich anschickte, würde ihm auch die Faust des Kriegers nichts helfen. Er würde sich nicht einmal daran erinnern, daß es Stalkers Permit überhaupt gab.

Das, was Veedro die Einstimmung genannt hatte, bereitete ihm Sorgen. Er zweifelte keine Sekunde daran, daß irgendwo in der Nähe sich Hunderte von Ophalern befanden, die durch ihren hypnotischen Gesang ihm, sobald er die Bühne betrat, jenen Eindruck von Wirklichkeit vermitteln würden, den der Verstand von sich aus nicht produzieren wollte. Er war mentalstabilisiert, ebenso wie Ronald Tekener. Wie würde sich der Gesang auswirken? Würde es den Sängern tatsächlich gelingen, ihn voll und ganz in eine andere Realität zu versenken, oder blieb er ein Zwitter, halb dieser, halb der anderen Wirklichkeit verhaftet?

„Ich glaube, es geht los“, sagte Tekener plötzlich.

Roi horchte auf. Aus der Ferne drang ein tiefer, langsam vibrierender Ton in sein Gehör. Ein zweiter gesellte sich hinzu, ein dritter. Zusammen formten sie eine faszinierende Harmonie. Andere Klänge mischten sich hinzu, und alsbald brausten und rauschten die hundertfältigen Harmonien eines mächtigen Konzerts über ihn hinweg, hüllten sein Bewußtsein ein und hoben es empor, weg von der tristen Felsplatte, auf der er bisher gekauert hatte - hinauf in einen leuchtenden Himmel, unter dem sich schroffe Berge

türmten, der Dschungel eine fruchtbare, von vielen Strömen durchzogene Ebene bedeckte und eine glitzernde Stadt sich auf einer von der Schleife eines Flusses gebildeten Halbinsel erhob.

Er vergaß, wer er war. Staunend, als erlebe er ein Wunder, sah er die Stadt auf sich zukommen. Ein Gebäude rückte in den Mittelpunkt seines Blickfelds: Ein mit Statuen geschmückter und mit zahlreichen Farben dekorierter Quader, der sich auf einer Stumpfpyramide erhob, an deren vier Seiten steile Treppenfluchten emporführten.

Huasqa kam, dem Ruf seines Fürsten folgend...

\*

Brütend lag die Hitze über der großen Stadt. Aber im Innern des Palastes war es dämmrig und kühl. Ebhinor saß auf dem Thron aus schimmernder Jade. Er hatte sich vornüber gebeugt, einen Ellbogen auf das Knie und das Kinn in die Hand gestützt. Er war älter geworden, seit Huasqa ihn zum letzten Mal gesehen hatte. Vor drei Kopak-Ernten war das gewesen - damals, als sie die frechen Panieli das erstmal vertrieben.

Noch einer stand vor dem Jade-Thron, von Ebhinor gerufen: Manku, der Jäger. Huasqa hätte ihn gern begrüßt; aber in der Gegenwart des Herrschers stand er starr, den Kopf leicht geneigt, und wartete darauf, daß Ebhinor zu sprechen begann. Es freute ihn, daß Manku anwesend war. Denn das bedeutete, daß der Fürst ihnen gemeinsam einen Auftrag erteilen würde. Das Kämpferpaar Huasqa/Manku hatte im Reich Atahau von sich reden gemacht. Außer Naturgewalten gab es nichts, was ihm zu widerstehen vermochte.

„Die Panieli erheben ihr häßliches Haupt von neuem“, begann Ebhinor. „Am nördlichen Vorgebirge sah man ihre Schiffe vor zwei Tagen vorbeiziehen. Fackelsignale trugen die Nachricht nach Ma Lua. Ich nehme an, daß Belisar an derselben Stelle zu landen beabsichtigt, wie beim letzten Mal. Es gibt keinen günstigeren Landeort.“

Diesmal kommt der Panieli mit einer größeren Streitmacht, mit mehr Waffen und Gerät. Wir kennen sein Ziel. Er will die Stadt Ma Lua und damit die Herrschaft über das Land Atahau. Um die Stadt zu erreichen, muß er das Gebirge überqueren. Im Gebirge wird die entscheidende Schlacht stattfinden. Zwischen den Bergen entscheidet sich, ob der Herrscher von Atahau Ebhinor oder Belisar heißt.

Die Panieli sind beweglich. Ich dagegen brauche noch ein paar Tage, um das Heer zu sammeln. Es ist wichtig, daß wir unsere Positionen in den Bergen sichern, bevor Belisar dort eintrifft. Für diese Aufgabe habe ich euch ausersehen, ihr Tapferen. Dreihundert Krieger warten darauf, von euch ins Gebirge geführt zu werden. Ich habe die kräftigsten, ausdauerndsten und schnellsten Läufer ausgesucht. Wenn ihr euch nicht schont, wird es euch gelingen, das Gebirge vor den Panieli zu erreichen.

Ich brauche euch nicht zu sagen, worum es geht. Die Berge beherrscht, wer den Sacsamarca-Paß in der Hand hat. Eure Aufgabe, Manku und Huasqa, ist es, den Paß zu besetzen und zu halten, bis die Masse des Heeres eintrifft. Bereitet Stellungen vor, von denen aus meine Krieger die Panieli angreifen können. Stellungen hoch in den Felswänden, von Westen her leicht zugänglich. Positionen, die außerhalb der Reichweite der feindlichen Donnerrohre liegen. Wenn euch das gelingt, dann haben wir eine Chance, Belisar zu schlagen.“

Die Stimme des Herrschers wirkte sorgenvoll. Huasqa stutzte. War die Lage wirklich so bedrohlich? Er wagte es, den Kopf zu wenden und Manku anzusehen. Ein feines Lächeln huschte über das pockennarbige Gesicht des Freundes. Es schien auszudrücken: Ebhinor sorgt sich umsonst; wir werden den Panieli heimleuchten, daß sie das Wiederkommen ein für allemal vergessen.

Manku war in einfaches, graues Leder gekleidet. Die breiten Füße staken in Schnürsandalen. Um den Leib hatte der Jäger als Gürtel die Haut einer Schlange gewunden. Darinnen steckte der gefürchtete Bronzedolch, mit dem Manku umzugehen verstand wie kein anderer. Eine einzige Feder zierte des Jägers Haar, aus dem Gefieder des Kliffadlers, der nur dem Kühnsten zur Beute wurde. Einfachheit und Schmucklosigkeit waren Mankus äußere Merkmale, und doch gab es keinen tapfereren, keinen erfahreneren Waffenträger als ihn. Drei Monde lang hatte er droben am Quellwasser des Huancaray gelegen und mit den Sumpfpocken und dem Tod gerungen. Seine kräftige Natur hatte die Gefahr gebannt. Zum Skelett abgemagert, das Gesicht von den häßlichen Narben der Krankheit gezeichnet, war er schließlich wieder zum Vorschein gekommen. Seine Miene war ernst, fast starr. Er lächelte selten - wenn er echte Freude empfand oder unmittelbar vor dem tödlichen Stoß, mit dem er einen Gegner beseitigte. Bei denen, die ihm feind waren, war sein Lächeln gefürchtet.

Ganz im Gegensatz dazu Huasqa, der sich fast wie ein Geck kleidete und das Herz auf der Zunge trug. Er trug ein Gewand aus buntgefärbtem. Leder. Die Hosen fielen weit und locker, die Beine bauschten sich über den Schäften der Stiefel, die aus der Haut der Wasserkuh gefertigt waren. Das lange Haar war mit farbenprächtigen Federn durchwirkt, der breite Gürtel mit Perlen und glitzernden Steinen besetzt. Huasqas Waffe war ein langer, dünner Stab aus Metall, dessen beide Kanten so scharf geschliffen waren, daß er dem Feind mit einem einzigen Schlag den Kopf vom Rumpf trennen konnte. Degen nannten die Panieli diese Waffe. Huasqa hatte sie ihnen abgeschaut. Er war der einzige im Reich Atahau, der einen Degen trug, und er verstand es, wie ein Panieli damit umzugehen.

Aufmerksam hatten die beiden Krieger den Worten des Fürsten gelauscht. Eine seltsame Erregung bemächtigte sich Huasqas. Es wäre höfische Sitte gewesen, den Kopf noch tiefer zu neigen und Ebhino zu versichern, daß der Auftrag Verstanden worden sei. Aber es quoll eine Unruhe in Huasqas Herz, und eine neue Kraft füllte seine Seele.

„Du hast uns eine kleine Aufgabe gegeben, Herrscher“, sagte er. „Nenne uns auch die große. Wir wissen, die Ehre zu schätzen, die du uns erteilst. Aber es liegt mehr in unserer Kraft, als nur den Paß Sacsamarca zu besetzen.“

Manku warf Huasqa einen warnenden Blick zu. Ebhino schien überrascht und verwirrt.

„Die große Aufgabe?“ murmelte er. „Es gibt nur eine große Aufgabe: Die Panieli so vernichtend zu schlagen, daß sie es nie wieder wagen, ihre schmutzigen Füße auf den heiligen Boden des Landes Atahau zu setzen.“

Huasqa reckte sich. Die Hand faßte den Griff des Degens.

„Danach wollen wir streben, Herrscher“, sagte er feierlich.

\*

„Da geht es schon los“, sang Kuursen Ton in den düsteren Tönen des Unmuts. „Er verstößt gegen das Gebot des Gehorsams. Er begnügt sich nicht damit, einen Auftrag zu erhalten. Er will den Auftrag erweitern.“

„Er weiß nicht, was er tut“, sagte Veedro, der die Szene im Palast von Ma Lua aufmerksam mitverfolgt hatte. „Indem er den erweiterten Auftrag annimmt, verringert er seine Gewinnchancen.“

„Das ist eine Sache der Deutung“, widersprach Tomkan. „Es steht dem Schiedsrichter frei zu entscheiden, welchen Auftrag er gelten lassen will: den ursprünglichen oder den durch Huasqas Initiative erweiterten.“

„Ich werde darüber nachdenken“, erklärte Kuursen Ton.

\*

Auf dem Weg den Inauini hinab machte Huasqa sich Gedanken über das seltsame Verhalten, das er Ebhino gegenüber an den Tag gelegt hatte. Er verstand nicht, was in ihn gefahren war. Der Waffenträger hatte das Gebot des Herrschers widerspruchslos hinzunehmen und zu handeln, wie ihm aufgetragen war. Er jedoch hatte sich zur Gegenrede erdreistet. Gewiß, es war ihm darum gegangen, noch mehr zu tun, als der Fürst ihm aufgetragen hatte. Dennoch war sein Benehmen im höchsten Grad ungewöhnlich gewesen.

Noch immer empfand Huasqa kein Bedauern wegen seines Betragens. Im Gegenteil: Wenn sich eine ähnliche Situation wiederum ergäbe, würde er sich genauso verhalten. Der, der eigene Initiative entwickelte, diente dem Reich und dem Fürsten besser als einer, der nur stumm Befehle entgegennahm und sie sklavisch ausführte.

Er hatte Manku auf den Vorfall angesprochen, und in seiner wortkargen Art hatte Manku geantwortet:

„Ich kann mir dein Verhalten nicht erklären. Aber es gefällt mir.“

In zwölf großen Booten glitten sie den mächtigen Fluß hinab. Jedes Fahrzeug war mit fünfundzwanzig Kriegern bemannnt. Fleißig tauchten die kurzen Ruder ins Wasser. Unter rhythmischem Gesang trieben die Atahau ihre Boote an, daß sie über das Wasser schossen wie Pfeile, die von der Sehne schnellten. Sechs Stunden stromabwärts von Ma Lua begann der Inauini, in weitem Bogen nach Süden auszuholen, um das Gebirge zu umrunden. Das Land war hügelig geworden. Wenn der Gesang der Ruderer eine Zeitlang verstummte, war hin und wieder das röhrende Grunzen der Icana zu hören, die nur in den Hügeln und zwischen den Bergen wohnte. Manchem der Krieger lief ein Schauder über den Rücken, wenn er das Geräusch hörte. Denn die Icana mit ihrem furchterlichen Gebiß und dem mit Giftstacheln bewehrten Schwanz war der einzige natürliche Gegner, vor dem die Atahau sich fürchteten.

Huasqa ließ die Boote ans Ufer treiben. Sie wurden festgemacht und mit Laub zugedeckt, damit die Panieli sie nicht fänden, wenn ihr Weg zufällig hier vorbeiführte. Die Krieger hatten ihre Waffen aufgenommen: Schilde, Lanzen, Bogen, Äxte und Dolche. Es zog Huasqa das Herz zusammen, wenn er an die Donnerrohre der Panieli dachte und an die furchterlichen Tiere, auf denen ein Teil der Panieli-Soldaten in den Kampf ritt. Wenn er nur ein paar davon erbeuten könnte: ein paar Donnerrohre, ein paar Reittiere. Er wollte schon einen kleinen Trupp besonders begriffsschneller Waffenträger ausbilden, der mit den Rohren und Tieren umzugehen verstand.

Der Wald, der an den Ufern des Flusses undurchdringlich und unwegsam wirkte, bot den Atahau kein ernsthaftes Hindernis. Drinnen, wo die Sonne nicht bis auf den Boden drang, war die Vegetation weniger dicht. Sie kamen gut voran, und dennoch packte Huasqa nach wenigen Stunden die Ungeduld. Belisar wußte, daß er am Nordkap gesehen worden war. Er kannte das vorzügliche Nachrichtensystem der Atahau, das mit Fackelsignalen arbeitete. Es war ihm klar, daß man ihn erwartete. Er kannte die strategische Bedeutung der Berge ebenso gut wie Ebhino. Er würde alles daransetzen, den Paß als erster zu erreichen.

Er wandte sich an Manku.

„Wir gehen so schnell wie der langsamste unter uns“, sagte er. „Laß mich die fünfzig schnellsten Läufer nehmen und mit ihnen vorausseilen. Ich habe eine ungute Ahnung, daß Belisar rascher herannaht, als wir denken.“

Manku dachte eine Zeitlang über den Vorschlag nach; dann antwortete er in seiner bedächtigen Art:

„Jeden anderen, der mir so etwas sagte, hätte ich im Verdacht, er wollte den Ruhm für sich abschöpfen. Aber dich kenne ich, Huasqa. Dein Gedanke ist gut. Zieh voraus. Ich komme mit dem Rest der Truppe nach, so rasch ich kann.“

Huasqa wählte fünfzig Waffenträger aus und eilte mit ihnen davon. Als die Nacht hereinbrach, erreichten sie die ersten Felsformationen, die Vorboten des Gebirges. An einem kleinen See wurde drei Stunden lang gerastet. Die Krieger nährten sich von Streifen getrockneten Fleisches, das sie im Wasser aufweichten. In der Finsternis ging es weiter. Huasqa hatte drei Scouts vorausgeschickt, die mit dem Gelände vertraut waren. Weitere fünf Jäger deckten die Flanken des Zuges und horchten nach den Geräuschen der Icana aus. Das: Geschick war den Atahau wohlgesinnt. Sie drangen zwischen die Berge ein und fanden das Tal, das zum Sacsamarca-Paß emporführte.

Die dumpfe Schwüle des Dschungels blieb allmählich zurück. Die Krieger atmeten freier, und manch einen fröstelte es sogar in der dünnen Luft der Höhe. Huasqa trieb seine Begleiter zur Eile. In ihm war eine Rastlosigkeit, die er sich selbst nicht erklären konnte. Noch immer begleitete sie der Wald. Er füllte die Sohle des Tales und zog sich zu beiden Seiten an den Hängen empor. Aber die Gewächse waren andere geworden, als Huasqa sie aus der Flußebene kannte. Nadelhölzer herrschten vor.

Einer der Scouts näherte sich ihm. Er trug eine kleine Fackel.

„Icana-Spuren“, sagte er. „Zwei Tage alt.“

„Droht uns Gefahr?“ wollte Huasqa wissen.

„Nicht unmittelbar. Die Icana wohnt hier nicht. Das Tier, dessen Fährte wir sehen, befand sich in vollem Lauf. In der Nähe ihres Lagers bewegt die Icana sich ruhig und mit gemächlichen Schritten. Sie wohnt irgendwo droben in der Nähe des Passes. Wenn wir den Paß erreichen, dann müssen wir uns vorsehen.“

Sie zogen weiter. Über ihnen rötete sich der Himmel. Ein neuer Tag begann. Huasqa musterte die Krieger und sah, daß sie erschöpft waren. Er mußte ihnen Ruhe gönnen, oder sie würden zum Kämpfen nicht mehr taugen.

Die Ungeduld trieb ihn weiter. Wenigstens den Eingang des Passes wollte er erreichen. Dann mochten sie rasten. Das Gelände wurde felsig, das Vorwärtskommen immer schwieriger. Einer der Waffenträger stürzte und blieb liegen. Huasqa kümmerte sich nicht um ihn. Wenn er wieder bei Kräften war, würde er hinter ihnen hereilen. Hinter den Bergen ging die Sonne auf. Die Sohle des Tals blieb finster; aber die Zinnen der Berge glühten im ersten Licht des jungen Tages. Wiederum kam ein Scout auf Huasqa zu.

„Der Eingang des Passes liegt unmittelbar vor uns“, meldete er, „Sollen wir eindringen?“

Er hatte kaum zu Ende gesprochen, da hallte ein dumpfer Knall aus der Höhe herab, brach sich knatternd an den Felswänden und rollte in vielfältigem Echo talabwärts davon. Huasqa stand starr. Sein Gesicht hatte eine unnatürlich graue Farbe angenommen, und ein Schleier zog sich über die Pupillen.

„Jetzt nicht mehr“, sagte er leise, fast flüsternd. „Die Panieli sind uns zuvorgekommen.“

\*

Wenige Minuten später schämte er sich seines Kleinmuts. Was war verloren? Noch nichts. Es konnte sich höchstens um eine kleine Vorhut der Panieli handeln, die in den Paß Sacsamarca eingedrungen war. Belisars Hauptmacht hinkte wahrscheinlich weit hinterher.

Er rückte vorsichtig bis zum Eingang des Passes vor. Der Paß ließ sich von dort aus nicht zur Gänze überblicken. Er zog sich in mehreren Windungen durch die rechts und links himmelhoch aufragenden Felsmassen der Berghöhe. Von Belisars Vorhut war keine Spur. Huasqa gebot den Kriegern, sich Verstecke zu suchen und auszuruhen. Einen der

drei Scouts schickte er das Tal hinab, damit er Manku meldete, wie die Lage hier oben war, und ihn zur Eile antrieb. Die beiden anderen fragte er:

„Wer kennt sich hier gut aus und hat noch genügend Kraft, daß er mich in die Wand hinaufführen kann?“

Sie waren beide ortskundig und willig. Er wählte Hoayna, der den weniger erschöpften Eindruck machte. Als sie aufbrachen, war es auch auf dem Grund des Tales schon Tag geworden. Den Weg, den Hoayna ihn führte, wäre Huasqa aus freien Stücken nie gegangen. Sie krochen in der Felswand aufwärts, und mitunter war der Steig so schmal, daß die beiden Krieger nur mit Mühe Platz fanden, einen Fuß vor den andern zu setzen. Huasqa klammerte sich an den Felsen zu seiner Rechten fest und vermied es, in die Tiefe zu sehen. Eine Stunde lang ging es so vorwärts. Sie umrundeten die erste Krümmung des Passes. Später wurde der Weg leichter. Auf einem breiten Felsband, gut und gern zweihundert Meter über der Sohle des Paßeinschnitts, schritten sie entlang.

Der Geruch von brennendem Holz stieg Huasqa in die Nase. Gegen das Licht der Sonne sah er bläulichen Qualm, der hinter der nächsten Ecke der, Felswand hervordriftete. Hier oben, weit über dem Niveau der Wolken, die ihren Regen auf das Waldland der Ebene fallen ließen, wuchsen nur noch krüppelige Bäume. Sie fristeten ein karges Dasein auf der Sohle des Tales und hatten sich hier und da in den Felsspalten der Bergwände eingenistet. Immerhin mangelte es den Panieli nicht an Brennholz. Huasqa sah die qualmenden Überreste ihres Lagerfeuers, nachdem er hinter Hoayna her um die Felsnase gekrochen war.

Sie legten sich flach auf den Bauch, um ungestört beobachten zu können. Die Panieli, acht an der Zahl, hatten es sich auf groben, braunen Decken bequem gemacht und schliefen fest. Ihre Reittiere - Huasqa erinnerte sich jetzt: Pferde nannten sie sie - waren an Bäumen festgebunden und knabberten träge am trockenen Laubwerk. Leise sagte Hoayna:

„Wenn ich rasch zurückeilte, könnten unsere Krieger hier sein, bevor die Panieli-Kundschafter aufwachen.“

Derselbe Gedanke war auch Huasqa schon durch den Sinn gegangen.

Aber jetzt zögerte er. Gewiß, es war leicht, Belisars Voraustrupp zu überwältigen. Aber was gewann er damit? Bevor Belisar in den Paß einzog, würde er sich vergewissern, daß seine Kundschafter an Ort und Stelle waren. Fand er sie nicht, fand er obendrein sogar noch Spuren eines Kampfes, würde er seine Taktik von Grund auf ändern, womöglich das Gebirge umgehen.

Huasqa erschrak. Er war seinem Auftrag nicht treu. Hatte Ebhonor ihm nicht befohlen, den Paß zu besetzen und zu halten? Bot sich ihm dazu nicht die beste Möglichkeit - hier, in diesem Augenblick? Warum zögerte er?

Um der größeren Aufgabe willen, sagte er sich. Den Paß zu halten, bedeutete nichts, wenn die Gefahr bestand, daß die Panieli ihre Pläne umwarfen. Es ging darum, Belisar vernichtend zu schlagen.

„Nein“, sagte Huasqa, „so machen wir es nicht.“

Hoayna begriff nicht, warum Huasqa eine so vorzügliche Gelegenheit ungenutzt lassen wollte. Aber er sagte nichts. Es ziemte dem einfachen Waffenträger nicht, die Entscheidung des Anführers in Frage zu stellen.

Inzwischen hatte Huasqa sich umgesehen. Sein Blick war den gegenüberliegenden, den nördlichen Hang des Paßeinschnitts entlanggeglitten. Dort stieg der Fels nicht so steil an. Er bildete eine langgestreckte, mit Steinbrocken übersäte Halde.

„Wo ist die Icana?“ wollte Huasqa wissen. „Siehst du ihre Spur?“

„Sie hat dort drüber ihr Lager, dicht unterhalb des Kammes“, antwortete Hoayna. „Siehst du den Eingang der Höhle und das Aas davor?“

Huasqa sah beides, nachdem Hoayna ihn eingewiesen hatte. Die Umrisse eines Plans formten sich in seinem Bewußtsein. „Das ist gut“, sagte er leise.

\*

„Der Kerl bringt mich um den Verstand!“ dröhnte Kuursen Ton. „Was tut er? Er hat zu gehorchen. Er hat zu tun, was sein Fürst ihm aufträgt. Er hat den Kampf zu suchen. Der Kampf bietet sich ihm an; aber er zögert. Er verhält sich nicht dem Kodex entsprechend.“

„Ich glaube, Huasqa und Manku sind für ein paar Überraschungen gut“, sagte Tomkan maliziös.

## 5.

Die Fahrt nach Norden verlief ohne Zwischenfall. Falls die mardakaanschen Behörden überhaupt nach dem *ehemals Privilegierten* suchten, dann taten sie es auf eine Weise, die dem Gesuchten verborgen blieb. Allerdings war in Rechnung zu stellen, daß das Lebensspielfieber inzwischen den ganzen Planeten überzogen hatte, die Logen der Spiel- und Wettbegeisterter überall durch den Himmel glitten und ganz allgemein ein fürchterliches Durcheinander herrschte, das jede Sucharbeit erschweren mußte. Auf mehreren Bühnen waren die Vorspiele bereits im Gang. Die Kommunikationskanäle waren voll von Spielberichten. Solange Reginald Bull auch suchte: Er fand keinen einzigen Kanal, auf dem man davon sprach, daß der Administration ein des Frevels am Kriegerkult verdächtiger ehemaliger Privilegierter durch die Lappen gegangen war.

Bull empfand deswegen keine Erleichterung. Es beschlich ihn die Ahnung, die Ophaler seien nur deswegen so salopp in ihren Bemühungen, weil sie genau wußten, daß er ihnen über kurz oder lang doch in die Falle gehen würde. Es war keine angenehme Vorstellung, daß die Häscher womöglich in unmittelbarer Umgebung der Upanishad auf ihn warteten, daß all seine Mühe umsonst gewesen sein könnte. Daß er, wenn er das Ziel erreichte, in einen wohlvorbereiteten Hinterhalt tappen würde. Denn daß er es auf die Hohe Schule abgesehen hatte, darüber wußten die Ophaler gewiß Bescheid. Schließlich war er lange genug in der Stadt umhergezogen und hatte seine Wißbegierde unbekümmert kundgetan.

Aber er konnte nicht mehr zurück. Selbst wenn er mit Sicherheit gewußt hätte, daß er am Nordpol den Ophalern in die Hände laufen würde, wäre ihm nichts anderes übriggeblieben, als an seinem Vorhaben festzuhalten. Es gab eine winzige Chance, den Plan dennoch zu verwirklichen.

Obwohl sie von einer Verfolgung keine Spur bemerkten, bewegten sie sich vorsichtig. Sie hielten sich in der Nähe der Bühnen, die für die verschiedenen Phasen des Spiels des Lebens vorbereitet worden waren. Hier tummelten sich die Schaulustigen und die Fahrzeuge der Kommunikationsmedien, die jede Einzelheit der Spielvorbereitungen nach Mardakka übermittelten. Im turbulenten Durcheinander der Logen und der Mediengleiter fühlte Reginald Bull sich am sichersten. Sie brauchten zwei Tage, bis sie die Grenze der Nordpolarzone erreichten.

Da allerdings war es mit der Möglichkeit, im Trubel der Touristen und der Berichterstatter Schutz zu suchen, endgültig vorbei. In der Nähe der Hohen Schule hatten selbst die Planform-Architekten ihr Recht verloren. Ödes, steiniges Land zog unter dem Schweber dahin, und Bull wandte den Blick nicht mehr von den Anzeigen des Orters, auf denen er jeden Augenblick den Reflex eines Suchfahrzeugs auftauchen zu sehen erwartete.

Aber der Himmel blieb ruhig. Weit voraus hob sich ein felsiges Plateau über das von flachen Hügeln bedeckte Land, und auf dem Plateau glänzte und glitzerte violett im

Widerschein der Sonne eine umfangreiche Struktur, die Reginald Bull mit Hilfe der Ausschnittsvergrößerung erst näher heranholen mußte, damit er ihre Einzelheiten studieren konnte. Hinter einer hohen Mauer sah er weitläufige, ineinander verschachtelte Gebäudefluchten. Er sah Türme, Erker und Zinnen, die über die steilen Dächer emporragten. Das alles war in einer Bauweise aufgeführt, die man auf der Erde längst vergangener Tage Zuckerbäckerarchitektur genannt hatte. Alles bestand aus einem lichtblauen, metallischen Werkstoff, der das rote Licht der Sonne widerspiegelte und ihm dabei einen violetten Farnton mitteilte.

Es bedurfte der Anweisung nicht: Jo Polynafse drückte den Schweber nach unten, bis er in fünf Meter Höhe über den Untergrund dahinglitt. Reginald Bull erspähte eine Bodenrinne, die geradewegs auf den Rand des Plateaus zuführte. Sie bot weit und breit die einzige Deckung, und eine dürftige obendrein. Jo steuerte das Fahrzeug hinein. Mit geringer Fahrt näherten sie sich der steil aufstrebenden Felswand des Plateaus. Sie mochten noch zwei Kilometer entfernt sein, da begann Twik zu sprechen.

„Vorsicht“, sagte er. „Das ist etwas. Eine psionische Kraft, nicht von einem Bewußtsein ausgehend, sondern von einer Maschine.“

Reginald Bull nickte grimmig. So etwas hatte er erwartet.

„Wir machen erst mal halt, Jo“, wies er den Androiden ab.

\*

„Ich spüre es deutlich“, zirpte Twik. „Es ist genau vor uns.“

Reginald Bull horchte in sich hinein. Er spürte noch nichts; aber er wußte aufgrund der Beschreibung, die der Ulupho gegeben hatte, was vor ihm lag: ein psionischer Wall, der das Bewußtsein in Unordnung bringen und zum Wahnsinn treiben würde, wenn er ihn zu durchdringen versuchte. Der Wall schien die einzige Schutzvorrichtung zu sein, mit der der Panish Panisha seine Schule umgeben hatte. Mehr wurde nicht gebraucht.

Bull sah sich um. Sein Blick glitt die vielfach zerklüftete Felswand empor.

„In welcher Richtung“, fragte er den Ulupho, „spürst du das psionische Feld am deutlichsten?“

Twik rollte einen schlängeligen Arm aus dem dichten Pelz hervor und wies nach rechts oben.

„Dort ist etwas“, sagte Chimba. „Ein metallener Zylinder. Ich spüre ihn deutlich. Er klebt in einer Felsspalte.“

„Der Projektor“, sagte Bull. „Es muß einige Dutzend geben. Sie werden aus dem Innern des Gebäudes mit Leistung beschickt und erzeugen das psionische Feld.“

„Wenn man ihn ausschalten könnte ...“, zwitscherte Twik.

Jo Polynaise war beim Schweber zurückgeblieben. Einen Augenblick lang zog Reginald Bull in Erwägung, den Androiden durch den Psi-Wall zu schicken. Sein Bewußtsein war synthetisch. Vielleicht reagierte es auf den psionischen Einfluß weniger heftig als ein organisches. Die beiden Siganesen müßten allerdings hier bleiben. Er verwarf den Gedanken wieder. Die Sache war zu riskant. Er durfte Jo dieser Gefahr nicht aussetzen. Er war nur ein Androide; aber sein synthetisches Gehirn empfand, dachte und fühlte nicht anders als das eines Menschen. Er hatte ebenso viel Anspruch auf Leben und Sicherheit wie einer von denen, die ihn in einer Retorte gezüchtet hatten.

„Es ließe sich machen“, sagte Chimba plötzlich.

„Was?“

„Blech kann man mit einem psionischen Feld nicht beeindrucken“, antwortete der Droide. „Ich bestehe in der Hauptsache aus Blech.“

„Aber du hast ein organisches Bewußtsein“, protestierte Bull. „Wenn du in den Wall eindringst...“

„Das kann man ausschalten“, fiel ihm Chimba ins Wort. Seine Stimme klang ernst und sachlich und drang zwischen zwei runden Gebilden hervor, die wie kleine Kochtöpfen aussahen.

„Wie?“

„Laß ihn reden“, nörgelte Twik. „Er weiß, was er will.“

„Ich kann mein Bewußtsein ausschalten“, erklärte Chimba. „Ich tue es nicht gerne. Es tut weh. Aber in diesem Fall gibt es wohl keinen anderen Weg. Ein Teil der Funktionen meines Körpers läßt sich programmieren. Ich kann also auch im Zustand der Bewußtlosigkeit noch bis zu einem gewissen Grad funktionieren. Ich programme mich darauf, zu dem Projektor hinaufzuklettern und ihn entweder auszuschalten oder zu zerstören.“

Reginald Bull war skeptisch. Aber bevor er noch einen Einwand äußern konnte, gab der Droide ein zischendes Geräusch von sich. Und als Bull ihn anblickte, da erkannte er, daß das große, blaue Auge trübe und starr geworden war. Chimba hatte gehandelt, ohne weitere Anweisungen abzuwarten. Das Zischen war ein Wehlaut gewesen. Er hatte sich Schmerzen zugefügt, um sein Bewußtsein zu deaktivieren.

Der grotesk geformte Körper wankte einen Augenblick. Es sah so aus, als wolle er stürzen, und Bull sprang hinzu, um den Droiden aufzufangen. Aber noch in derselben Sekunde wurde die Programmierung wirksam. Der bewußtlose Chimba setzte sich in Bewegung. Staunend blickte Bull ihm nach. Mit stetem Schritt durchdrang der Droide den psionischen Wall und erreichte einen schmalen Felsspalt, der senkrecht in die Höhe führte. Unverdrossen machte er sich an den Aufstieg. Aus dem Wust der Geräte, die die Oberfläche des künstlichen Körpers bedeckten, schossen Dutzende winziger Greifarme. Chimba entwickelte eine beeindruckende Geschicklichkeit. Binnen weniger Minuten erreichte er eine breite Felsleiste, die waagrecht nach rechts hinüber zu der Nische führte, in der er den Projektor geortet hatte. Kurze Zeit später war er verschwunden.

Reginald Bull wartete mit angehaltenem Atem. Aus der Nische zuckte ein Blitz. Ein lauter Knall dröhnte durch die dünne Luft. Dicker, schwarzer Qualm schoß zwischen den Felsen hervor. Scheppernd und klappernd fielen Metallteile aus der Höhe herab - und dann kam Chimba.

In hohem Bogen, vom Druck der Explosion getrieben, schoß er aus der Nische hervor, nur noch ein Schatten seiner selbst, wenigstens der Hälfte seiner Körpersubstanz beraubt; denn das, was zuvor geklappert und gescheppert hatte, waren Bestandteile des Droiden gewesen. Wie ein Stein sackte er in die Tiefe. Es gab einen blechernen Krach, als er auf den steinigen Boden prallte. Eine graue Staubwolke stieg auf, und das, dachte Reginald Bull traurig, war das Ende des tapferen Nyundo namens Chimba. „Er hat es geschafft“, quiekte Twik.

Wieselflink huschte er auf die Felswand zu, und als Bull sah, daß ihm nichts geschah, eilte er hinter ihm drein. Bei den Überresten des Droiden blieben sie stehen. Ein eigenartiges Gefühl beschlich den Terraner. Er kannte Chimba erst seit gut zwei Tagen. Sein Äußeres machte es einem leicht, ihn für einen Roboter zu halten. Aber irgendwo unter all dem Blech und Glas und Quarz schlug ein fühlendes Herz. Als Reginald Bull das armselige Häuflein rußgeschwärzten Metalls betrachtete, als sein Blick das große, blaue Auge traf, das jetzt trübe und gebrochen vor sich hin starre, empfand er Trauer. Ein Freund hätte sich geopfert. Er hatte sein Leben eingesetzt, um ein Hindernis zu beseitigen, das den Gefährten im Weg war, und den Einsatz verloren. *Hoffentlich*, dachte Bull, *war er noch bewußtlos, als der Projektor explodierte.*

Er wandte sich ab. Mit prüfendem Blick musterte er die Felswand. Sie bot dem einigermaßen geübten Kletterer Unebenheiten genug, an denen Hände und Füße Halt fanden. Auf die Benützung der Antigravs konnte verzichtet werden. Daran lag Bull eine ganze Menge; denn Antigravs erzeugen eine intensive, leicht ortbare Streustrahlung.

„Wir wollen zusehen, daß wir hinaufkommen“, sagte er zu Twik.

Er streckte die Arme aus, um einen Felsvorsprung zu fassen und sich hinaufzuziehen, da ertönte hinter ihm eine keifende, blecherne Stimme:

„Was? Und mich wollt ihr einfach hier liegen lassen?“

Verblüfft fuhr Bull herum. Chimba hatte sich zur Hälfte aufgerichtet. Sein großes Auge leuchtete wach und tatendurstig wie eh und je. Noch immer sprachlos vor Staunen sah Bull den Droiden zu, wie er vollends wieder auf die Beine kam - wenn das in der Tat Beine Waren, die er als Gehwerkzeuge benützte.

„Ich dachte... du wärest...“, stotterte der Terraner.

„Tot? Kaputt?“ Chimba gab ein keckerndes Geräusch von sich, das seine Heiterkeit zum Ausdruck bringen sollte. „Oh, nein, ein Nyundo stirbt nicht so schnell - schon gar nicht einer, der fast nur noch aus Blech besteht.“

\*

Am Rand des Felsplateaus lagen ein paar Steinblöcke, hinter dem Bull und Chimba in Deckung gingen - oder vielmehr das, was von Chimba noch übrig war. Twik brauchte keine Deckung. Er war so klein, und die Farbe seines Pelzes verschmolz so nahtlos mit dem schmutzigen Grau des Gesteins, daß er selbst aus der Nähe kaum noch wahrgenommen werden konnte.

Achtzig Meter weiter ragte die lichtblaue Mauer auf. Fugenlos, wie aus einem einzigen Stück gegossen, erhob sie sich zu einer Höhe von zwölf Metern. Wenn es hier überhaupt herkömmliche Tore gab, dann befanden sie sich an Stellen, die vom Standort der Späher nicht eingesehen werden konnten.

Über die Mauer hinweg sah Reginald Bull eine Reihe spitzgieblicher Dächer und einen Wust von Türmen, die mit Erkern und Zinnen verziert waren. Die Szene war totenstill. Kein Laut störte die absolute Ruhe. Selbst der Wind, der bis vor kurzem mit mäßiger Stärke aus Süden geblasen hatte, war eingeschlafen. Auf den Türmen, hinter den schmalen, bogenförmigen Fensteröffnungen suchte Reginald Bull vergebens nach Anzeichen von Leben. Die Hohe Schule lag wie ausgestorben.

„Was spürst du?“ fragte Bull mit unterdrückter Stimme.

„Nichts“, antwortete der Ulupho. „Es ist, als wären die Gebäude verlassen.“

Das ist Chargonchar, dachte Bull grimmig; da lernen sie das.

Chargonchar hieß „Über den Geist hinaus“ und war die Bezeichnung für den zweiten Ausbildungsschritt der Schüler einer Upanishad. Wenn die Berichte zuverlässig waren, die er darüber gehört hatte, dann lernten die Shada in dieser Phase ihr Bewußtsein derart zu beherrschen, daß es - wenn sie so wollten - keinerlei psionische Signale mehr nach außen hin abgab.

Verdrossen nahm Reginald Bull zur Kenntnis, daß er seine Strategie von Grund auf umstellen mußte. Wenn sie dort drinnen die Kunst des stillen Denkens praktizierten, so daß Twik sie nicht mehr wahrzunehmen vermochte, dann konnte das nur bedeuten, daß sie die Eindringlinge bemerkten hatten. Ein Wunder war es nicht. In der Regel mochten sich Schüler und Lehrer der Upanishad wohl darauf verlassen, daß die Scheu vor der Macht des Ewigen Kriegers ungebetene Besucher fernhielt. Aber immerhin hatten sie den psionischen Wall errichtet. Vermutlich gab es in den Felswänden des Plateaus Beobachtungsgeräte, denen der Schweber nicht entgangen war. Wahrscheinlich hatte die

Zerstörung des Projektors einen Alarm ausgelöst. Er hätte sich all diese Dinge schon längst zusammenreimen können. Aber die Stille und die Abwesenheit von ernst zu nehmenden Hindernissen hatten ihn in Sicherheit gewiegt.

Dort drinnen lauerten sie nun und warteten darauf, daß sie ihn in Empfang nehmen könnten. Sie würden ihn die Mauer ungehindert überqueren lassen. Sie brauchten nur zu warten und ihn zu beobachten, bis er irgendwo in eines der Gebäude eindrang. Gewiß, er war bewaffnet. Er hätte versuchen können, sich ihrer zu erwehren. Aber er hatte sich vorgenommen, von der Waffe keinen Gebrauch zu machen. Er kam in friedlicher Absicht. Er wollte mit den achtundvierzig Terranern sprechen, die angeblich die ersten drei Schritte ihrer Kriegerausbildung bereits hinter sich und den Rang von Shana erworben hatten. Er wollte ihnen klarmachen, daß man sie noch längst nicht abgeschrieben hatte, daß die Heimat auf sie wartete. Denn er war fest überzeugt, daß die achtundvierzig die Hohe Schule nur deswegen besuchten, weil sie glaubten, in einer Umgebung, die ihnen völlig fremd war und die unter dem harten Gesetz des Kriegers stand, als Meisterschüler am ehesten bestehen zu können. Sie würden sofort nach Hause zurückkehren, wenn sich ihnen die Möglichkeit bot.

Darauf mußte er abziehen. Er mußte Kontakt mit den achtundvierzig Shana aufnehmen. Wenn ihm das gelungen war, mochten der Panish Panisha und seine Häscher ihn getrost festnehmen. Die Shana würden darauf achten, daß ihm keine Unbill widerfuhr.

Ein Plan formte sich allmählich in seinem Bewußtsein. Er brauchte ein Ablenkungsmanöver - nein, nicht eins: mehrere. Er mußte Lehrer und Schüler der Upanishad so verwirren, daß sie nicht wußten, wo sie ihn suchen sollten. Die Zeit, die er dadurch gewann, würde er nützen, die terranischen Shana zu finden.

Von den Informationen, die Salov ihm an jenem ersten Abend nach dem Haleph-Spiel gegeben hatte, war ihm besonders eine in Erinnerung geblieben, die ihn jetzt mit Zuversicht erfüllte. Mit ungebetenen Gästen, die es fertigbrachten, in die Hohe Schule einzudringen, wurde recht glimpflich verfahren. Man ließ ihnen eine sanfte Gehirnwäsche angedeihen, die sie auf den goldenen Pfad der kriegerischen Tugend zurückführen sollte, damit sie ein ähnlich frevelhaftes Gelüst kein zweitesmal ankam. Ihr Leben war nur dann in Gefahr, wenn sie mit Waffengewalt einzudringen versuchten. Er konnte Jo Polynaise und Chimba in den Einsatz schicken, ohne daß sie dabei Kopf und Kragen riskierten. Er würde selbstverständlich auch Twik und die beiden Siganesen brauchen. Von diesen allerdings hoffte er, daß sie es fertig bringen würden, unbemerkt zu bleiben.

Er trug Chimba und dem Ulupho auf, an Ort und Stelle zu bleiben. Dann unternahm er einen kurzen Rundflug um die Mauer. Er scheute sich jetzt nicht mehr, den Antigrav zu benutzen. Sie wußten ohnehin, daß er hier war. Er bewegte sich in der Höhe der Mauerkrone und beobachtete sorgfältig die Anordnung der Gebäude und Türme. Während er beobachtete, gedieh sein Plan zur Reife. Er wußte jetzt, wie er vorgehen würde.

Noch bevor er an seinen Ausgangsort zurückkehrte, setzte er sich über Radiokom mit Jo Polynaise in Verbindung.

„Ich brauche dich, Jo“, sagte er. „Sichere den Gleiter und komm. Es gibt eine Lücke im Psi-Wall. Wir werden dich einweisen.“

\*

Als Jo die Felswand emporgeklettert kam, hatten die beiden Siganesen ihr Quartier schon verlassen und saßen dem Androiden auf der Schulter. Twik musterte den Hünen aus seinen flinken Knopfaugen und rief:

„Ich wußte doch, daß ihr drei seid! Wo hattest du sie versteckt? In deinen Taschen?“

„Noch viel schlimmer“, antwortete Jo und verzog das Gesicht zu einem breiten Grinsen. Weiter sagte er nichts. Manchmal hatte Reginald Bull das Gefühl, er geniere sich zuzugeben, daß die Behausung der Zwerge in der Höhlung seines Leibes untergebracht war.

Reginald Bull erläuterte seinen Plan. Twik und Chimba stellte er frei, sich an dem Unternehmen zu beteiligen. Jo und den beiden Siganesen ließ er keine solche Wahl. Entrüstet meldete sich der Ulupho zu Wort.

„Was hältst du von uns?“ zeterte er. „Hat Salov uns mit dir geschickt, damit wir im entscheidenden Augenblick davonlaufen? Ich bin Twik, ein Ulupho aus dem Stamm der Movari, Mitglied der erlauchten Sippe Tantos. Ich dulde es nicht, daß mir jemand unterstellt...“

„Hör auf zu schreien“, lachte Bull. „Ich unterstelle dir nichts. Ich freue mich darüber, daß du bei uns bleiben willst. Und du, Chimba?“

„Ich bin dabei“, sagte der Droide. „Gar keine Frage.“

„Jo und Chimba“, fuhr Bull in seiner Erklärung fort. „Ich bin sicher, daß man euch festnehmen wird, sobald ihr eines der Gebäude betretet. Chimba, du nimm dich in acht, daß man dich nicht für einen Roboter hält und kurzerhand über den Haufen schießt. Wichtig ist, daß ihr Luzian unbemerkt nach drinnen bringt.“

Luzian Bidpott war inzwischen in eine der Taschen des Androiden gekrochen. Er trug die übliche Kampfkombination, die mit einem Mikrominiaturisierten Gravo-Pak ausgestattet war. Er war beweglich, ebenso wie seine Artgenossin Susa Ail, die es sich inzwischen auf Reginald Bulls Schulter bequem gemacht hatte. Auf der anderen Schulter saß Twik.

„Wenn sonst nichts mehr zu sagen ist, dann laßt uns aufbrechen“, schlug Bull vor.

Sie setzten die Antigravs in Gang. Reginald Bull flog einen halben Kilometer weit die Mauer entlang. Er wollte die Weite des großen Hofs vermeiden und dort übersetzen, wo eine Gruppe kleinerer Gebäude bis unmittelbar an die Mauer heranreichte. Er rechnete nicht damit, daß er unentdeckt bleiben würde. Aber er wollte die Zeitspanne, in der er beobachtet werden konnte, so knapp wie möglich halten.

Auf sein Zeichen hin stiegen sie alle in die Höhe. Jo Polynaise und Chimba glitten schwerelos über die Mauer hinweg und landeten im Vorhof. Sekunden später überwand auch Reginald Bull die Mauerkrone. So rasch er konnte, bewegte er sich auf das nächste Gebäude zu. Er landete auf dem Dach, in unmittelbarer Nähe eines Fensters, das sich ohne Mühe öffnen ließ. Bevor er durch die Öffnung schlüpfte, warf er einen Blick hinunter in den Hof. Jo und Chimba hatten ihre Antigrav-Geräte ausgeschaltet. Gemessenen Schrittes hielten sie auf das große Hauptgebäude zu.

Bull tauchte durch die Dachluke. Er landete in einem leeren, kahlen Raum, der nur einen Ausgang hatte. Draußen lag ein rundes Gelaß, in dessen Wand sich die Einstiege von vier Antigravschächten befanden.

„Hier trennen wir uns“, sagte er zu den beiden Zwergen, die ihm auf der Schulter saßen. „Macht eure Sache gut.“

Twik turnte an seiner Seite hinab und verschwand im nächsten Schacht. Susa Ail vektorierte ihr Gravo-Pak quer durch den Raum zur anderen Seite hinüber und war Sekunden später ebenfalls verschwunden. Reginald Bull kalkulierte seine Erfolgsschancen. Er rechnete damit, daß er die Bewohner der Upanishad mit seinem Manöver überrascht hatte. Sie waren nicht darauf vorbereitet gewesen, daß er auf einem Dach landete und durch eine Dachluke kroch. Aber lange würde ihre Überraschung nicht dauern. In spätestens zwei Minuten würde es hier von Suchern wimmeln.

Er schwang sich in einen der Antigravschächte und sank nach unten. Seine Sinne waren angespannt bis zum äußersten. Er achtete auf jedes Geräusch; aber vorläufig war weiter

nichts zu hören als ein gelegentliches Rascheln, das er selbst verursachte, wenn er mit dem Ärmel seiner Montur an der Wand entlangstreifte.

Drei Stockwerke tiefer verließ er den Schacht. Er befand sich jetzt in einem breiten, hell erleuchteten Korridor. Zur Linken und zur Rechten sah er Reihen von Türen. Noch immer war es still ringsum. Das Gebäude schien verlassen. Er öffnete eine der Türen. Die Funktion des Raumes, der dahinter lag, konnte er zunächst nicht identifizieren. Den Wänden entlang standen leere Gestelle, die auf Lagergut zu warten schienen. In der Mitte stand eine bequeme Sitzgruppe, die für Benutzer von annähernd humanoider Statur gedacht war, mit einem niedrigen Tisch, der an einen terranischen Cocktailltisch erinnerte.

In einem der Sessel ließ Reginald Bull sich nieder. Hier würde er warten. Entweder gelang sein Plan, oder er wurde im Lauf der nächsten Stunde von den Suchern gefunden und abgeführt. Alles hing jetzt von den drei Kleinen ab: von Susa All, von Luzian Bidpott und von Twik.

Später hörte er Geräusche: Stimmen, das Trappeln von Schritten, Ansagen über ein Interkomsystem. Man suchte nach ihm. Der Lärm näherte sich allmählich. Es wurde systematisch vorgegangen. Man würde ihn finden. Er sah auf die Uhr. Zweiunddreißig Minuten waren vergangen, seitdem er durch die Dachluke gekrochen war.

Da durchlief ein leises Zittern den Boden. Aus der Ferne kam dumpfes Rumpeln und Dröhnen. Die Beleuchtung flackerte, erlosch für die Dauer von zwei Sekunden völlig und erwachte dann wieder zum Leben. Draußen gellten Alarmsirenen.

Als er hörte, wie der Lärm sich rasch entfernte, lächelte Reginald Bull zufrieden vor sich hin. Die drei Kleinen waren am Werk. Sie legten eine Fährte, die den Gegner in die Irre führte.

Noch eine Stunde, und er konnte sich auf den Weg machen, um nach den achtundvierzig terranischen Shana zu suchen.

## 6.

Als die Sonne höher stieg, schickte Huasqa den Scout Hoayna nach hinten, weil er glaubte, daß Manku mit dem größeren Teil der Streitmacht inzwischen am Eingang des Passes eingetroffen sein müsse. Er hatte sich nicht getäuscht. Eine knappe Stunde später kehrte Hoayna zurück. In seiner Begleitung befand sich Manku, der einen erschöpften Eindruck machte.

Inzwischen hatte die Szene im Paßeinschnitt sich verändert. Die Panieli waren aufgewacht. Sie hatten das Feuer von neuem entfacht und holten aus den Satteltaschen ihrer Pferde Proviant, den sie mitgebracht hatten. Sie brieten große Stücke Fleisch, und in zwei schlauchähnlichen Behältern wurde ein Getränk herumgereicht, das offenbar lustig und gesprächig machte. Denn je mehr die Kundschafter davon tranken, desto mehr lachten sie und desto lauter wurde ihre Sprache. Huasqa beherrschte das Panieli nicht; er verstand nur einzelne Worte. Jedes Mal wenn von den Asahuero, den Wilden, die Rede war, zuckte er zusammen, und sein Zorn wuchs.

„Hoayna hat mir alles erzählt“, flüsterte Manku. „Wenn ich dich nicht besser kannte, würde ich sagen, du bist dem Herrscher ungehorsam. Warum hast du die Panieli nicht angegriffen, als sie noch im Schlaf lagen?“

Huasqa setzte ihm seine Gründe auseinander. Manku machte die Geste des Verstehens; aber dann sagte er:

„Nun gut: Belisar wäre gewarnt, aber du hättest Ebhinors Gebot erfüllt. Der Paß wäre fest in unserer Hand. Was willst du sonst noch?“

„Erinnerst du dich an die große Aufgabe, von der der Herrscher sprach?“ fragte Huasqa.

„Du fragtest ihn danach“, korrigierte Manku, „und er antwortete dir. Ja, ich erinnere mich daran. Was ist damit?“

„Ich will die große Aufgabe lösen, nicht die kleine“, antwortete Huasqa.

„Du?“ entfuhr es Manku. „Mit dreihundert müden Kriegern willst du den ganzen Krieg entscheiden?“

„Es ist möglich“, sagte Huasqa. Dann begann er, Manku seinen Plan auseinander zu setzen, soweit er selbst ihn bisher entwickelt hatte. Je länger er sprach, desto aufmerksamer hörte Manku ihm zu. Zu Anfang hatte er noch Einwände; aber dann begannen seine Augen zu leuchten, und als Huasqa geendet hatte, war er vollauf begeistert.

„So könnte es getan werden“, sagte er voller Eifer. „Bei allen Geistern des Waldes - dein Ruhm wäre größer als...“

„Es geht mir nicht um Ruhm“, unterbrach Huasqa den Freund. „Das Volk der Atahau hat ein Recht, in Frieden zu leben und sein Geschick selbst zu bestimmen. Die Panieli wollen uns das nicht zugestehen, also müssen wir sie vertreiben. Darum geht es, um sonst nichts.“

Sie besprachen die Einzelheiten des Planes, dann kehrte Manku zum westlichen Paßausgang zurück, um die entsprechenden Vorbereitungen zu veranlassen. Hoayna blieb vorerst bei Huasqa. Er würde abgelöst werden, sobald Manku den ersten Kurier schickte.

Belisars Kundschafter schwangen sich kurze Zeit später auf ihre Reittiere und ritten in westlicher Richtung davon. Huasqa erfuhr kurz darauf, daß sie am Westausgang des Passes Lager bezogen hatten und ins Tal hinabspähten. Sie wollten sich von Ebhinors Truppen nicht überraschen lassen. Von der Anwesenheit der Krieger, die im Wald auf den Hängen zu beiden Seiten des Tals lagerten, bemerkten sie jedoch nichts.

Noch später ging die Icana auf Jagd. Huasqa sah sie aus der Höhle kriechen, ein mächtiges, ausgewachsenes Tier von wenigstens zehnmal Manneslänge. Sie bewegte sich auf acht Beinen. Den mächtigen Kopf, der an den Schädel einer Schlange erinnerte, trug sie hoch erhoben. Die schuppige Haut glitzerte grün im Widerschein der Sonne. Unruhig peitschte der mit giftigen Stacheln besetzte Schwanz.

Das Tier schnupperte an dem Aas, das vor dem Eingang der Höhle lag, und gab ein grunzendes Schnauben von sich. Dann wandte es sich hangaufwärts und verschwand kurze Zeit später jenseits des nördlichen Grates. Drei oder vier Stunden lang würde die Icana jagen und dann gesättigt zu ihrem Lager zurückkehren. Huasqa sandte ein inbrünstiges Gebet zur Nymphe der Quellwasser. Alles hing davon ab, daß die Icana rechtzeitig zurückkehrte, daß sie sich ausruhen konnte und daß sie wieder hungrig war, wenn er sie brauchte.

Er selbst kauerte sich in den Schatten der Felsen und versuchte, ein wenig zu schlafen. Wenn Belisar mit seiner Streitmacht anrückte, mußte er wach sein.

\*

Der Tag verstrich langsam. Manku schickte einen Scout mit Wasser und Brot- und Fleischfladen. Huasqa labte sich; Hoayna wurde abgelöst.

Ebhino war noch nicht in Sicht, und die acht Panieli-Kundschafter lagerten nach wie vor am westlichen Paßausgang und vertrieben sich die Zeit mit Würfelspielen.

Gegen Mittag kehrte die Icana zurück. Sie schleppte ihren prallen Leib schwerfällig dahin. Sie hatte gute Beute gemacht. Ihr Schlaf würde tief sein. Huasqa registrierte es mit Befriedigung.

Er wanderte die Felsleiste entlang, auf der er die Stunden seit Tagesanbruch verbracht hatte, und drang etliche hundert Meter nach Osten vor. Er fand mehrere Stellen, an denen ein Abstieg zur Paßsohle hinunter ohne größere Schwierigkeiten möglich war. Auch das befriedigte ihn. Wenn der kritische Augenblick kam, würde er sich den günstigsten Abstieg auswählen können.

Am Nachmittag sah er hoch oben auf dem gegenüberliegenden Hang die winzigen Gestalten der Krieger, die Manku in Marsch gesetzt hatte. Er zählte ihrer vierzig, genau wie abgesprochen. Sie gingen oberhalb der Icana-Höhle in Stellung und bauten sich Deckungen, so daß sie vom Paß aus nicht gesehen werden konnten, wenn die Kundschafter der Panieli zurückkehrten. Alles, was sie taten, verrichteten sie mit größter Sorgfalt und Behutsamkeit. Die Icana durfte auf keinen Fall geweckt werden.

Jetzt hing alles von Belisar ab. Huasqa versuchte zu schätzen, wann mit dem Eintreffen des Admirals zu rechnen war. Er konnte nicht allzu weit hinter den Spähern her sein, sonst hätte er einen größeren Voraustrupp geschickt. Huasqa sprach ein zweites Gebet an die Quellnymphe, dieses noch eindringlicher als das erste. Wenn der Panieli zur falschen Zeit eintraf, war sein Plan wertlos, und er würde sich vor Ebhinor wegen Ungehorsams und Untreue verantworten müssen. Das, wußte er, war gleichbedeutend mit dem Tod.

Die Quellnymphe aber war ihm gnädig gesinnt. Huasqa war gerade wieder zu seinem ursprünglichen Standort zurückgekehrt, da erhob sich im Osten ein Geräusch, wie es Atahau-Ohren erst einmal zuvor gehört hatten. Es röhrte und heulte wie ein kräftiger Wind, der um eine Hausecke pfiff. Es rollte durch den schmalen Paßeinschnitt und brach sich hundertfältig an den Felsen. Es verstummte und ertönte ein zweites, ein drittes Mal. Kaum eine Minute später war hastiges Getrappel zu hören. Im Galopp preschten die acht Kundschafter heran, ritten über ihren nächtlichen Lagerplatz hinweg und eilten zum östlichen Paßausgang.

Huasqa wurde von fieberhafter Erregung gepackt. Er trat aus dem Schatten und prüfte den Stand der Sonne. In zwei Stunden würde sie hinter den Graten im Westen verschwinden. In drei Stunden war es Nacht auf der Sohle des Passes.

Das Geräusch, das er gehört hatte, stammte aus einem Signalgerät der Panieli. Tuba nannten sie es. Es bestand aus glitzerndem Metall und wurde durch den Atem eines Mannes mit kräftigen Lungen zum Klingen gebracht. Sein Ton hallte meilenweit.

Ein einziges Mal hatte Huasqa den Klang der Tuba bisher gehört. Damals hatte er ihn verwirrt und in Angst versetzt. Heute jedoch verkündete er Freude und Triumph. Belisar kam.

Und er kam genau zur rechten Zeit.

\*

Mit dem letzten Licht des Tages zog das Heer der Panieli in den Paß ein. Huasqa erschrak. Mindestens fünfhundert Soldaten zählte er. Mehr als dreihundert waren beritten. Dreihundert Reiter stellten eine Streitmacht dar, gegen die Ebhinor wenigstens fünftausend Krieger hätte aufbieten müssen, wollte er auch nur eine geringe Aussicht auf Erfolg haben. Die Panieli trugen schimmernde Panzer aus einem Metall, das härter war als die Bronze der Atahau und von dem Pfeile und Lanzen abprallten, ohne auch nur eine einzige Wunde zu erzeugen. Auf den Schädeln trugen die Soldaten schwere Helme, die aus demselben Material gefertigt waren.

Auch Wagen gehörten zum Troß des Admirals. Sie rollten auf riesigen, hölzernen Rädern daher und wurden jeder von sechs Pferden gezogen. Zwölf solcher Gefährte zählte Huasqa. Zehn davon waren mit hochgewölbten Planen überspannt, so daß er nicht

sehen konnte, was sie beförderten. Zwei dagegen waren offen. Verwundert betrachtete er die großen, dicken Rohre, die von bedeutendem Gewicht zu sein schienen; denn man sah, wie die Pferde sich mit aller Kraft gegen die Sielen stemmten. Eine böse Ahnung überkam Huasqa. Konnten die dicken Rohre vergrößerte Versionen der Donnerstöcke sein? Konnten mit ihnen Kugeln verschossen werden, die um ein Dutzendfaches größer und tödlicher waren als die Blitzkugeln?

Er wurde abgelenkt. Der furchteinflößende Ton der Tuba erscholl von neuem. Huasqa zuckte zusammen und blickte voller Sorge zum gegenüberliegenden Hang hinüber, von dem der letzte Schein des Tages soeben Abschied nahm. Aber die Icana rührte sich nicht. Sie schlief noch immer den tiefen Schlaf des vollen Bauches. Dort, wo die Tuba ihre mächtige Stimme erhoben hatte, wichen die Soldaten auseinander, so daß ein kreisförmiger freier Platz entstand. Auf diesen Platz ritt, im Sattel eines Pferdes, dessen Haut so rein und weiß war wie die Blüte einer Muraricoera, ein kleiner Mann mit einem verwachsenen Rücken, gekleidet in einen Panzer, der wie pures Gold glänzte. Die Soldaten verneigten sich vor ihm. Der kleine Mann deutete mit herrischer Gebärde auf einen Platz zu Füßen seines Pferdes. Einer der Wagen rollte heran. Die Pferde wurden ausgeschrirrt, die Plane flog beiseite. Im Nu waren mehr als zwanzig Soldaten dabei, an der Stelle, die der Bucklige bezeichnet hatte, ein prunkvoll geschmücktes Zelt zu errichten.

Huasqa atmete tief, um seiner Erregung Herr zu werden. Er hatte Admiral Belisar nie selbst zu Gesicht bekommen. Aber der Kleine mit dem verwachsenen Rücken, der seine Soldaten wie Sklaven behandelte und dennoch wie ein Halbgott von ihnen verehrt wurde, war ihm von anderen beschrieben worden. Er stieg vom Pferd, sobald das Zelt errichtet war. Eine Klappe schloß sich hinter ihm, und Huasqa rechnete in Gedanken, welchen Abstieg er benützen müsse, um auf dem raschesten Weg an Belisar heranzukommen.

Die Panieli machten Lager. Fackeln wurden entzündet. Lagerfeuer flammten auf. Die Wagen wurden zu einem Viereck zusammengefahren, die ausgeschrirrten Pferde an die verkrüppelten Bäume gebunden, die am Rand des Paßeinschnitts wuchsen. Das alles spielte sich unter erheblichem Lärm ab. Mehr als einmal flog Huasqas besorgter Blick zum nördlichen Hang hinüber. Er sah nichts mehr. Die Nacht hatte sich über Sacsamarca gesenkt. Aber er war sicher, er hätte die Icana gehört, wenn sie aus dem Schlaf geschreckt worden wäre.

Der Platz um Belisars Zelt war von Dutzenden von Fackeln tageshell beleuchtet. Rings um das Zelt herrschte ein ständiges Kommen und Gehen. Der Admiral hörte den Bericht seiner Kundschafter und führte Besprechungen mit seinen Offizieren. Aus der Art, wie das Lager errichtet wurde, schloß Huasqa, daß die Panieli nicht beabsichtigten, sich im Paß lange aufzuhalten. Sie würden eine kleine Besatzung zurücklassen, um den Einschnitt zu sichern, und am morgigen Tag weiterziehen, auf Ma Lua zu. So wenigstens hatte Belisar es geplant. An Huasqa lag es, den Plan des Admirals zu vereiteln.

Der Geruch bratenden Fleisches erfüllte die Luft, als Huasqa eine Berührung an der Schulter spürte. Er wandte sich um und blickte in Mankus narbiges Gesicht, das im rötlichen Widerschein der Feuer glänzte.

„Du hier?“ fragte Huasqa überrascht. „Zehn Krieger wollte ich haben. Ich dachte nicht, daß...“

Ein Spöttisches Grinsen erschien auf Mankus Gesicht.

„Zehn Krieger sind hier“, antwortete er. „Ich bin einer von ihnen. Meinst du, ich wollte dir den ganzen Ruhm allein überlassen? Außerdem, wer könnte besser auf dich aufpassen als ich?“

Huasqa hatte seine Überraschung überwunden.

„Ich danke dir, Freund“, sagte er. „Jetzt bin ich sicher, daß uns nichts mehr mißlingen kann.“ Er nickte mit dem Kopf in Richtung des Nordhangs. „Wann werden sie anfangen?“ fragte er.

„Ich habe ihnen aufzutragen zu warten, bis es im Lager etwas ruhiger wird“, sagte Manku. „Laß die Panieli ihren Wein trinken, damit ihnen der Kopf schwer wird und ihre Gedanken sich verwirren.“

„Gut so“, lobte Huasqa. „Laß uns aufbrechen.“

\*

„Gerechter Gesang!“ jammerte Kuursen Ton. „Sie machen alles falsch, und dennoch werden sie den Sieg davontragen! Kein Gehorsam, kein Kampf. Und wo bleibt die Ehre, wenn man das Geschäft des Kämpfens einem anderen überläßt?“

„Es ist eine neue Spieltaktik, mit der wir von jetzt an zu rechnen haben werden“, sagte Veedro bedächtig.

\*

Ohne Zwischenfall erreichten sie die Sohle des Passes. Die Panieli machten es ihnen leicht. Sie lagen um die lodernden Feuer und sangen. Die Atahau drängten sich in den Schatten eines Felseinschnitts und harrten der Dinge, die sich in Kürze ereignen würden.

Als erstes hörten sie ein knirschendes, rumpelndes Geräusch, das von der Höhe des Nordhangs herabdrang. Sie hörten es mit dem scharfen Gehörsinn derer, die in der Wildnis aufgewachsen sind. Die Panieli dagegen blieben ahnungslos. Sie fuhren fort zu singen.

Das Geräusch wurde lauter. Es wurde zum Dröhnen, zum tosenden Donner. Huasqa versuchte, sich auszumalen, wie die Szene ausgesehen hätte, wäre es jetzt Tag gewesen. Die Krieger auf der Höhe des Nordhangs hatten mit Hebeln schwere Felsbrocken in Bewegung gesetzt, um die Icana zu wecken. Die Felsstücke polterten den Hang herab, andere mit sich reißend. Eine Gesteinslawine bildete sich, die mit Weltuntergangsgetöse zu Tal donnerte. Die Panieli waren aufgesprungen. Einen Augenblick lang standen sie vor Schreck erstarrt, einige schwankend vom ungestümen Weingenuß. Dann fuhr Leben in sie. Sie begannen zu schreien und rannten davon, nach Westen hin.

Die ersten Felsbrocken polterten in den Einschnitt. Staub wirbelte auf. Todesschreie gellten. Ein Felsstück so groß wie ein Haus rollte durch eines der Lagerfeuer und versandte brennende Scheite wie Geschosse nach allen Seiten. Die Pferde wieherten in wilder Panik. Staub füllte die Luft. Huasqa hatte für all dies kein Auge. Seine Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf das Zelt, das achtzig Meter weit entfernt auf der Sohle des Passes stand. Die Klappe flog beiseite. Der kleine, bucklige Mann kam zum Vorschein. Jetzt trug er keinen goldenen Panzer, sondern ein flatterndes Nachtgewand. Man sah ihn schreien und mit den Armen fuchteln. In Panik geratene Soldaten rannten an ihm vorbei, ohne ihn zu beachten. Man hörte ihn nicht. Das Donnern der Lawine war zum ohrenbetäubenden Getöse angeschwollen.

Huasqa spürte, wie der Krieger, der hinter ihm stand, die Muskeln spannte. Er schob ihn mit dem Ellbogen zurück.

„Jetzt noch nicht“, zischte er. „Erst muß die Icana kommen.“

Das Tal füllte sich mit Gesteinstrümmern. Die Panik unter den Panieli war vollkommen. Wenigstens ein Drittel der Streitmacht, die Belisar in den Paß geführt hatte, lag unter dem

Geröll begraben. Die Pferde hatten sich losgerissen. Huasqa hatte gehört, wie sie unter wildem Gewieher nach Osten davongaloppiert waren.

Da sah er, im Schein eines der noch brennenden Feuer, zwei irisierende Flecke in der Dunkelheit der Nacht. Sie schwebten hoch über dem Lager und pendelten hin und her. Ein Fauchen war zu hören, ein grunzendes Ächzen. Die leuchtenden Flecken gerieten in Bewegung. Von neuem gellten Schreie. Die Panieli hatten das Ungeheuer bemerkt. Ein paar Offiziere, denen die Angst noch nicht den Verstand geraubt hatte, befahlen den Soldaten, Widerstand zu leisten. Hier und da ging einer auf die Knie nieder und brachte sein schweres Donnerrohr in Anschlag. Schüsse knallten. Aber sie erreichten weiter nichts, als daß die Icana, durch die Lawine aus ihrem Verdauungsschlaf geschreckt, noch zorniger wurde. Wie eine Furie schoß sie in den Paßeinschnitt herab. Ihr wütendes Röhren füllte die Luft. Huasqa beobachtete scharf. Die Bestie setzte den fliehenden Panieli nach. Unter ihren Schritten zitterte der Fels. Belisar erblickte das Ungeheuer und war mit einer blitzschnellen Bewegung wieder im Innern seines Zeltes verschwunden.

„Jetzt“, sagte Huasqa.

Sie preschten vor. Die mächtige Icana trottete vorüber, fauchend und grunzend, mit dem tödlichen Schwanz den Boden peitschend. Die Fackeln um Belisars Zelt brannten noch und zeichneten einen weiten, hellen Lichtkreis ins Dunkel der Nacht. Fliehende Panieli-Soldaten rannten vorbei. Sie sahen die Schar der Angreifer; aber die Angst hatte ihnen die Sinne verwirrt. Sie kümmerten sich nicht um die Asahuero.

Huasqa hatte den Degen gezogen. Mit kräftigem Schwung schnitt er die Wand des Zeltes von oben bis unten entzwei. Drinnen gellte ein zorniger Schrei. Huasqa warf sich vorwärts. Etwas blitzte dicht vor ihm. Er spürte brennenden Schmerz, als ihm der kalte Stahl des Panieli-Offiziers über die linke Wange fuhr. Er war in vollem Schwung; einen zweiten Angriff hätte er nicht parieren können. Aber Manku war an seiner Seite. Der bronzenen Dolch fand sein Ziel. Ächzend ging der Panieli zu Boden.

Huasqas Degen zerfetzte ein Gehänge aus kostbarem Stoff. Er gelangte in einen kleinen, quadratischen Raum, der durch eine Talglampe erhellt wurde. An der gegenüberliegenden Wand stand der kleine Mann mit dem verwachsenen Rücken, von Natur aus schon hellhäutig, jetzt aber bleich wie der Tod. Er hatte die Arme zur Seite gestreckt und schien sich an der Zeltwand abzustützen zu wollen. Die nackte Angst leuchtete aus seinen dunklen Augen.

Hinter Huasqa drangen Manku und die übrigen Krieger ins Innere des Zeltes.

„Nehmt von dem Zeug, das sie Papier nennen“, schrie Huasqa. „Ihre Pläne stehen darauf. Vielleicht finden wir jemand, der sie entziffert.“

Ohne zu zögern, wandte er den Degen in der Hand, so daß er ihn an der Klinge zu fassen bekam. Der kleine Mann gab ein ängstliches Gewimmer von sich, als er zum Schlag ausholte. Der Griff der Waffe traf ihn am Kopf. Bewußtlos ging er zu Boden. Huasqa barg die Klinge und raffte den Admiral auf wie ein Bündel Lumpen.

„Keine Angst“, murmelte er. „Lebendig nützt du mir mehr als tot.“ Er sah sich um. Die Krieger hatten an sich gerissen, was ihnen wertvoll erschien.

„Zurück!“ rief Huasqa. „Wir haben alles, was wir brauchen.“

Niemand verlegte ihnen den Weg. Aus der Dunkelheit kam das wütende Schnauben der Icana, die unter den fliehenden Panieli grausige Ernte hielt. Ungesehen erreichten sie den Felseinschnitt und kletterten nach oben. Schwierigkeiten machte ihnen allein der bewußtlose Admiral. Zwei Krieger hatten ihn zwischen sich genommen und manövrierten ihn, so gut es ging, den schmalen Kamin hinauf. Wenn er zu sich kam, würden ihm ein paar Stücke Haut fehlen. Sein seidentes Nachtgewand bot nur unzureichenden Schutz gegen die Schärfe der Felsen.

Kurze Zeit später erreichten sie den Steig, auf dem Huasqa den ganzen Tag verbracht hatte. Belisar wurde sofort nach hinten gebracht, zum westlichen Paßausgang, wo die wartenden Krieger ihn in Empfang nehmen und dafür sorgen würden, daß er nicht entkam.

Manku und Huasqa blieben auf der Felsleiste. Unter ihnen brannten die Feuer nieder. Kein einziger Panieli ließ sich mehr sehen. Nur die Toten waren noch da, die die Lawine erschlagen oder der giftige Schwanz der Icana gefällt hatte. Das grunzende Fauchen erstarb in der Ferne. Die Bestie hatte sich gesättigt. Auf Umwegen würde sie nun zu ihrem Lager zurückkehren und sich dort von neuem zur Ruhe legen.

Manku und Huasqa warteten geduldig. Erst das Licht der Sonne würde ihnen zeigen, wie groß ihr Sieg war.

\*

Was das Licht des Tages ihnen enthüllte, übertraf alle ihre Erwartungen. Zwölf Wagen und fast zweihundert Donnerrohre, das war die materielle Beute. Am Westausgang des Passes waren zwanzig Panieli gefangengenommen worden. Von denen, die unter den Felstrümmern lagen oder von den Schwanzschlägen der Bestie zu Boden geschleudert worden waren, lebten noch dreiundvierzig und würden bei einigem Geschick der Schamanen wieder auf die Beine kommen. Fast dreihundert Tote wurden unter den Trümmern gezählt. Der Rest von Belisars Streitmacht war nach Osten hin entkommen; aber es stand nicht zu erwarten, daß die Geflohenen sich jemals wieder zu einer gefechtsfähigen Einheit zusammenfinden würden. Die Pferde waren ebenfalls ausgerissen. Die meisten von ihnen würden den Tieren des Dschungels zum Opfer fallen.

Vor allen Dingen aber: Belisar befand sich in der Hand der Atahau. Solange er Ebhinors Gefangener war, würden die überlebenden Panieli es nicht wagen, einen weiteren Vorstoß zu unternehmen.

Huasqa sah die Zukunft vor sich: Die Gefangenen würden die Atahau im Gebrauch der Donnerstäbe und der beiden großen Rohre unterweisen. Die Waffenschmiede würden die Stäbe und die Rohre nachbauen und die Schamanen die Pulver und sonstigen Ingredienzien herstellen, die man für ihren Betrieb brauchte. Von jetzt an brauchten die Atahau die Invasionen der Panieli nicht mehr zu fürchten. Sie besaßen nicht nur die zahlenmäßige Überlegenheit, sie beherrschten jetzt auch die Technik des Gegners.

Manku wandte sich an Huasqa. Ein eigenümliches Leuchten lag auf seinem pockennarbigen Gesicht.

„Bis an das Ende aller Tage wird man sich von Huasqa erzählen, der die Panieli besiegt und verjagt hat, ohne einen einzigen Krieger dabei einzubüßen.“

„Und von Manku“, sagte Huasqa, „ohne den die Tat nicht hätte vollbracht werden können.“

Er hatte noch mehr sagen wollen; aber ein eigenümlicher Gesang erfüllte mit einemmal den schmalen Einschnitt des Passes Sacsamarca. Er schien aus tausend Kehlen zu kommen und besaß eine fremdartige, ans Herz greifende Harmonie. Manku richtete sich auf. Auch er schien das fremde Lied zu hören.

Wie ein Nebel stieg es aus dem Grund des Passes. Die Umrisse der Felsen wurden undeutlich. Die Welt schien zu verschwimmen...

\*

„Ich kann ihnen den Sieg nicht absprechen!“ knirschte Kuursen Ton. „Sie haben gegen jedes Gebot des Kodex verstößen. Aber alle schlechten Punkte, die ich Ihnen geben

kann, wiegen die Tatsache nicht auf, daß sie ihren Auftrag erfüllt haben. Sie sind Sieger im höheren Sinn des Worts. Sie haben nicht nur den Paß gehalten, sie haben den ganzen verdamten Krieg gewonnen.“

„Sieh die Sache von der angenehmen Seite“, riet ihm Tomkan, dessen bunte Organrauben vor Belustigung zitterten. „Der arme Wicht, der Admiral Belisar spielte und so abgrundtief verlor: Demeno Kai wird sich über ihn freuen. Er wird aus lauter Scham ein besonders fleißiger Fronarbeiter sein.“

\*

Es war dasselbe kahle, kalte Felsplateau, auf dem Tomkan und Veedro sie vor etlichen Stunden abgesetzt hatten. Stunden? Waren es wirklich nur Stunden gewesen? Roi Danton sah auf das Chronometer. Drei Stunden und ein paar Minuten waren vergangen, seitdem er die Sänger von Ophal ihren Choral hatte anstimmen hören.

Der Gesang!

Die Erinnerung kehrte zurück. Er drehte sich zur Seite und musterte den Freund, der nachdenklichen Blicks in die Felswüste hinaus starre.

„Manku?“ sagte er.

Ronald Tekener wandte sich ihm zu. Sein Mund verzog sich zu einem belustigten Grinsen.

„Huasqa?“

Sie ließen ihrer Heiterkeit freien Lauf und lachten herzlich. Roi Danton fuhr sich mit der Hand über die linke Wange. Aber von dem Schnitt, den Belisars Adjutant ihm beigebracht hatte, war nichts mehr zu spüren.

„Ob wir gewonnen haben?“ fragte Tekener zweifelnd.

„Wenn wir nicht, wer sonst?“ antwortete Danton.

Ronald Tekener hob den Arm und wies in die Wüste hinaus. D'haans roter Glanz wurde von einem metallenen Objekt reflektiert, das sich mit beachtlicher Geschwindigkeit näherte.

„Dort kommen Tomkan und Veedro, wenn mich nicht alles täuscht“, sagte der Smiler. „Von ihnen werden wir erfahren, wie die Sache ausgegangen ist.“

7.

*Am Ende der Vorentscheidungsphase der Spiele des Lebens standen die Dinge so:*

*Ronald Tekener und Roi Danton hatten zwei weitere Vorspiele wie das eben beschriebene siegreich bestanden und waren damit definitiv Teilnehmer am eigentlichen Spiel des Lebens.*

*Reginald Bull war erfolgreich in die Hohe Schule des Nordens eingedrungen und bereitete sich darauf vor, Kontakt mit den achtundvierzig terranischen Shana aufzunehmen.*

*Irmina Kotschistowa befand sich an Bord der ÄSKULAP und bemühte sich nach Kräften, möglichst große Mengen des Anti-KM-Serums herzustellen.*

\*

Einer hatte den Verlauf der Vorspiele von seinem Quartier in der Upanishad aus mit großem Interesse verfolgt: Volcayr, der Elfahder.

Er war von Estartus Atem beseelt. Er hatte ihn in der Dashid-Kammer inhaliert, und manchmal hatte er den Eindruck, er sei bis zum Bersten mit ihm gefüllt. Es drängte ihn zum Kampf.

Er kannte nun die, gegen die er anzutreten haben würde, und er empfand Respekt vor ihnen. Sie kämpften anders, als es auf Mardakaan üblich war. Sie kümmerten sich den Teufel um die Gesetze des Kodex, und dennoch waren sie erfolgreich. Es war unmöglich, ihre Taktik im voraus zu berechnen.

Es war eine Ehre, gegen solche Kämpfer anzutreten.

Keine Sekunde lang zweifelte Volcayr, daß er sie trotz ihrer Schläue besiegen würde. Denn in ihm lebte der Atem Estartus.

ENDE